

Nordische Welt

Das Kunst der Germanen

7.144/145

**Zeitschrift der
Gesellschaft für
Germanische Ur-
u Vorgeschichte**

7.142



7.168

Klinkhardt & Biermann Berlin W62

3. Jahrgang

Lenzing (März) 1935 / Heft 3

Aus dem Inhalt

	Seite
Die nordische Überlieferung bei den Letten. Von Dr. von Leers . . .	113
Von Dana zu Tanaquil. Von Dr. Lenore Kühn (Schluß)	120
Eine neue Auffassung des sogenannten mexikanischen Kalendersteins. Von Prof. Dr. K. Th. Preuß	127
Der Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim, römischer Steinbruch an ger- manischer Kultstätte. Von Fr. Sprater, Direktor des historischen Mu- seums der Pfalz, Speyer	136
Altgermanische Kultstätten in Kurhessen. Von Georg Döhner, Weimar	142
Stellinga, der letzte altgermanische Freiheitskampf auf deutschem Bo- den. Von Dr. H. Banniza v. Bazan	146
Fund- und Forschungsberichte	159

*

Nordische Welt

Zeitschrift der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte

3. Jahrgang

Lenzing (März) 1935

Heft 3



Die nordische Überlieferung bei den Letten

Von Dr. von Leers

Innerhalb der Völker indogermanischer Sprache und nordischer Rassegrundlage sind die beiden noch erhaltenen Völker der sogenannten baltischen Sprachgruppe, Litauer und Letten, seit jeher dafür bekannt, daß sich bei ihnen große Teile der frühesten Überlieferungen der nordischen Rasse in Sitte und Brauchtum gehalten haben. Genau so, wie wir zur Erschließung des urnordischen Landrechtes, des Odalhofes, neben der germanischen Überlieferung immer wieder zurückgehen müssen auf die Parallele der Überlieferung der anderen Völker nordischer Rasse, so bleibt uns, wenn wir die geistige Welt dieser Rasse uns wieder lebendig machen wollen, kaum ein anderer Weg übrig, als aufs neue zu versuchen, aus den bei den verschiedenen Völkergruppen dieser Rasse erhaltenen Überlieferungen uns ein einheitliches Bild der ursprünglich gemeinsamen Grundlage zu machen. L. von Schroeder in seiner auch heute noch lesenswerten Darstellung („Arische Religion“, Leipzig, bei S. Haessel, 1916) hat diesen Versuch bereits in großem Umfange unternommen. Er hat im weiteren besonders darauf hingewiesen, welchen Wert zur Erkenntnis des Geisteslebens der arischen, wir dürfen heute sagen „nordrassischen“ Großvölker, der Griechen, Germanen, Perser, Römer gerade die Überlieferung der abseits gelegenen Völker, die noch viel länger älteste Formen, kaum weiter entwickelt, festgehalten haben, besitzen.

Unter diesen Völkern hat gerade L. von Schroeder vielfach auf die Letten verwiesen, denen ihr historisches Geschick die Ausbildung einer Oberschicht eigener Sprache unmöglich machte, die so im Bauerntum festgehalten wurden und für die sich Christianisierung und Fremdherrschaft doch so weitgehend miteinander verbanden, daß die alten Sitten und Gebräuche in ihrem Volke sich mit einer besonderen Liebe erhalten und gepflegt sahen, so daß gerade sie uns einen erheblichen Anteil ältester religiöser Vorstellungen der nordischen Rasse weitergegeben haben.

Ihre nordische Rassengrundlage unterstreicht Hans F. K. Günther („Rassenkunde Europas“, S. 129), ausdrücklich: „Nordisch mit ostbaltischer Beimischung sind auch die Letten; ihre Sprache ist ebenfalls indogermanisch.“

Vor allem eine Untersuchung von Mannhardt über die lettischen Volksgebräuche „Lettische Sonnenmythen“, (Zeitschrift für Ethnologie, 1875), eine Untersuchung des Pastors Auning über den lettischen alten Sonnengott Uhsing (Wer ist Uhsing? Ein Beitrag zur lettischen Mythologie, im Magazin der lettisch-literarischen Gesellschaft, Bd. XVI, zweites Stück, S. 5-42) hat schon früher eine Menge Material auf diesem Gebiet gefördert. Dagegen hat Grimm in seiner immer noch höchst wertvollen „Deutschen Mythologie“ diese Parallelen nicht herangezogen.

Was aber diese lettische Aberglieferung so wertvoll macht, ist die Tatsache, daß hier in noch heute vielfach lebendigen Volksliedern der vorchristliche Glaube durchaus weiterlebt, während bei uns mit Ausnahme eines alten Erntespruches aus Holstein, dem tiefsinnigen, meistens unverstandenen Lied von den „Drei Lilien . . .“ diese Aberglieferung bereits weitestgehend im Laufe der Jahrhunderte erdrückt worden ist. Die Sonne ist in der lettischen Aberglieferung weiblich (Saule), sie heißt durchaus parallel daneben aber auch Gottes Tochter, so daß der alte unpersönliche Himmels-gott, für den ein besonderer Ausdruck, der etwa dem lateinischen Deus, griechischen Zeus, germanischen Tiwaz entsprechen würde, im Lettischen nicht mehr erhalten ist. Die Sonne fährt in der lettischen Aberglieferung mit Rossen wie Phöbus Apollo, die als „nimmermüde Kasse“, entsprechend dem homerischen Ausdruck ἄκαμος gleichen Sinnes.

„Sonne mit zwei goldnen Rossen
Fährt den Rieselberg hinan,
Nimmer müde, nimmer schwitzend,
Ruh'n nicht sie auf dem Weg.“

Die Sonne badet dann im Meer, d. h. sie geht im Westen unter und nur noch die goldenen Zügel sind zu sehen.

„Die Sonne badete
Ihre Köhlein im Meere,
Selbst sitzt sie auf dem Berge,
In der Hand die goldenen Zügel.“

Sie fährt aber auch im Boot, entsprechend den nordischen Felszeichnungen, bei denen auf den Langbooten das Sonnenrad aufgerichtet ist, Boot und Wagen sind hier noch nahe beieinander:

„Wer sagt, daß die Sonne zu Fuß laufe,
Redet unwahr:
Aber die Heide (oder Nadelwald) im Wagen,
Aber das Meer im Boot!“

Deutlich tritt im Volksbrauch noch das alte Frühlingsfest hervor an der Tag- und Nachtgleiche sowie das Sommer Sonnenwendefest. An dem Frühlingsfest werden noch vielfach Lieder gesungen, die mit dem immer wiederholten Wort „*oro*“ enden. Das Wort bedeutet „rolle, drehe“, hängt mit dem deutschen Rad, lateinisch *rota*, litauisch *ratas* zusammen; am gleichen Tage werden in der Jugend Scheiben oder Räder getrieben - der Mensch hilft somit, das Rad, ein Ersatzstück des großen feurigen Rades am Himmel, weiterzudrehen. Dieser Tag, der 21. April, heißt auch der Uhsingtag, an dem die Pferde zum erstenmal auf die Nachtweide gebracht werden, an dem Feuer angezündet sind. Es ist das deutlich erhaltene eine der großen gemeinnordischen Sonnenfeste, das das erste Viertel des Jahres abschließen soll. Die Gestalt des Uhsing ist dabei einer der wenigen bis heute hin lebendig gebliebenen vorchristlichen Götter des alten Lichtglaubens. Es gibt von ihm noch heute im lettischen Volke lebendige Lieder, in denen er zugleich (wie Phöbus Apollo, wie Odin, wie der slawische Swantewit) in Verbindung mit Pferden erscheint. Er ist Sonnenfrühlingsgott:

„Komm, Uhsing, komm, Uhsing,
Lange haben wir schon auf dich gewartet;
Die Pferde warten auf grünes Gras,
Die Burschen auf heiteres Singen.“

Das Frühjahrsfeuer wird geradezu noch als Hilfe für Uhsing angesehen, wie vielleicht noch in der Jungsteinzeit:

„Laß uns Holz aufs Fuder laden,
Laßt es uns dem Uhsing zuführen;
Auf daß er großes Feuer zünde,
Auf daß er die Welt erwärme.“

Die Beziehung auf die Sonnenpferde, damit auch auf die Morgensonne, ja wahrscheinlich in einem merkwürdigen Verse sogar die uralte Aberglieferung, daß die Sonne aus dem Stein, vielleicht dem Steinkalender der Steinsetzung, hervortritt, erscheint noch ganz deutlich:

„Uhsing ritt über den Hügel
Mit einem Rößlein von Stein.
Er brachte den Bäumen Blätter,
Der Erde einen grünen Mantel.“

Daß er zugleich in der Morgensonne erscheint, daß er sich an den Tisch der Bauernfamilie als Ehrengast setzt, daß er Tier und Mensch die Nahrung gibt, hat die Aberglieferung noch deutlich erhalten:

„Uhsing richtet sich hoch auf
Hinter meinem Pferdestall.
,Geh, Uhsing, in den Pferdestall,
Füttere die Rößlein, daß sie gut werden!‘

Uhsing richtete sich hoch auf
Hinter meinem Pferdestall.
,Komm, Uhsing, ins Haus,
Um dich oben an den Tisch zu setzen!‘“

Der Uhsing ist tatsächlich nichts anderes als das Licht, die aufsteigende Morgenröte. Auning (a. a. O.) betont dann auch, daß für ihn die Namensform Uhsing gebräuchlich gewesen sei und noch heute verwandt werde. Das ist nichts anderes, als die sanskritindische Bezeichnung *vas*, die griechische Bezeichnung $\varphi\omega\varsigma$, $\varphi\omega\rho\acute{o}\varsigma$ - es ist das Licht der Welt, wie Bielenstein auch ganz richtig sagt, mit dem sich Hochaufrichten des Uhsing werde „das höher und höher Aufsteigen der Frühlingssonne am Firmament bezeichnet. Von dieser hochaufsteigenden Frühlingssonne wird nun gebeten, daß sie auch in den Stall und in das Haus ihren Segen spende, auch auf den Eßtisch, an dem der Uhsing den Ehrenplatz einnehmen soll.“

Das zweite noch deutlich erkennbare Fest, die Sommer Sonnenwende, wird mit einer großen Anzahl von Volksliedern gefeiert, an deren Schluß immer wieder das Wort „lihgo“ steht, das „schauke“ bedeutet. Es ist der Tag im Jahr, wo das Licht auf der höchsten Höhe des Jahres und kurz vor seinem Abstieg gewissermaßen schaukelt, wo die „Sonne tanzt“, eine Aberglieferung

rung, die wir auch aus dem deutschen Raum haben, wo das Tanzen um die Sonnwendzeit vielfach überliefert ist. L. von Schroeder bemerkt: „Hierher gehört aber auch z. B. der eigentümlich rituelle Milchtanz, welcher zu Klein-Geschwenda bei Leitenberg, in Thüringen, im Schwarzburg-rudolstädtischen Lande, am Johannistag stattfindet. Nach dem Nachmittagsgottesdienst ziehen die Leute unter Musik auf den sogenannten Herrenhof und versammeln sich dort in der großen Stube. Große Schüsseln mit Semmelmilch stehen auf dem Fußboden. Die Kinder lagern sich um dieselben herum und verzehren die Milch mit ihren mitgebrachten Löffeln. Dann sprechen sie ein Dankgebet, und nun beginnt der Tanz der Erwachsenen. Jeder Ehemann muß mit seinem Weibe drei Reihen tanzen, wobei der Schultheiß mit seiner Frau den Tanz eröffnet und der Hutmann oder Hirte den Schluß macht. Hat jeder Verheiratete seine drei Reihen getanzt, so erhalten die ledigen Personen die Erlaubnis, den Tanz fortzusetzen, solange es ihnen beliebt.“ Die Rolle, welche die Milch bei diesem Tanze spielt, der Hirte als Abschluß des rituellen Tanzes - erinnert an das Lied von den Kühen und ihrer Milch und Butter beim indischen Sonnwendtag, an den Zusammenhang von Sonnenkult und Viehzucht bei den Ariern, dessen wir schon öfters gedachten.“ Wie zahlreich diese Tänze um die Mittsommerzeit gewesen sind, bezeugt Grimm („Deutsche Mythologie“ S. 351 ff.) in reichstem Maße. Bei diesem Tanz ist unzweifelhaft an eine Nachahmung des Tanzes der Sonne selber gedacht, wie wir solches auch sonst vielfach belegt finden.

In der lettischen Überlieferung heißt es noch ausdrücklich aus einem Mädchenlied:

„Die Sonne ließ einen Tanz sich drehen
Am Rande des langen Waldes;
Gürte (mir), Mutter, einen Goldgürtel um,
Daß ich in den Haufen laufe.“

Der Begriff der tanzenden Sonne mußte sich in der Tat auf dieser Stelle des Jahres ebenso leicht einstellen wie der Begriff des Schaukelns. So finden wir in der lettischen Überlieferung neben den Tänzen zu Johannistag auch das Schaukeln, das dann vielfach, durchaus ähnlich wie im deutschen Raum Sommer Sonnenwendefeste, auf den Ostertag übertragen worden sind, auch auf Ostern verschoben wurde. Ganz alte Überlieferungen, daß diese Tänze und dieses Schaukeln wie alle kultischen Gebräuche zugleich zur Verbesserung, zur Hebung des Lebens von Tier und Mensch dienen, klingen durch die alten Volkslieder hindurch:

„Hauet, Brüder, Birkenstangen,
 Laßt sie an der Sonne welk werden;
 Kommt das große Osterfest,
 Können die Schwesterchen sich schaukeln.“

Zu Fastnacht fuhr ich im Schlitten vom Bergabhang,
 Damit meine lieben Flachspflanzen lang wachsen;
 Zu Ostern schaukle ich mich,
 Damit die lieben Kühe sich nähren.“

Johannistag oder Mittsommertag ist zugleich der Tag der Kränze. Daß der Kranz aus grünem Laub und Blumen uraltes Symbol des Jahreslaufes ist, ist niemals bestritten worden. So taucht der Kranz zu dieser Zeit von der Queste von Questenberg durch den ganzen deutschen Raum, in Skandinavien, bei den Slawen, bei fast allen europäischen Völkern als unentbehrliches Zeichen dieser alten heiligen Zeit auf. Von dem lettischen lihgo-Fest der Sommer Sonnenwende wird uns ausdrücklich berichtet: „Johannistag! auch auf dem Lande bist du der kranzgeschmückte, blumenumwobenste aller Tage des ganzen Jahres. Die Kinder sind schon am Vorabend in großer Erwartung. Und nun kommen sie, eine Schar von Mägden und Weibern, beladen mit Kränzen und großen Bündeln von zusammengerafften Blumen und Gräsern. Eine der Frauen ist die Vorsängerin, und die anderen wiederholen den Refrain des Liedes, sie treten auf die Hausfrau zu und setzen ihr einen Kranz über den anderen auf den Kopf. Ein Glück nur, daß die meisten Kränze so groß sind, daß sie auf den Hals hinunterfallen, einige über die Schultern weg, sonst müßte die arme Mutter einen babylonischen Turm auf dem Kopfe tragen. Sie wird förmlich mit Blumen überschüttet und reicht jeder Spenderin ein Glas Bier und einige Semmeln, während der Chor unermüdlich fortsingt. Aber auch die anderen Glieder des Gutshauses werden ähnlich bedacht, ein jedes wird bekränzt und besungen. Und die Kranzwinderinnen haben sich selbst am wenigsten vergessen. Riesig breitgeflochtene, sehr wenig geschmackvolle Girlanden liegen über dem landesüblichen Kopftuch. Und morgen (am Johannistag) prangt das Haus im Kranzschmuck. Wo nur ein Nagel an einer Säule, einer Wand, einer Tür, da hält er einen Kranz. Es ist ja Johannistag, da darf's an Blumen nicht fehlen. Die Kühe kommen mit blumengeschmückten Hörnern nach Haus, an der Stalltür prangt ein Kranz, und, wenn der Pferde knecht seine Tiere liebt, dann hängt er ihnen einen an ihre Krippe.“

Die Eberesche, der alte, von Herman Wirth nachgewiesene Lichtbaum, dessen rote Sonnenfrüchte ihm auch auf Island den Namen eines heiligen Baumes eingetragen haben, wird bei den Letten zur Johanniszeit noch vielfach zum Umstecken des Feldes verwandt, soll hier also Schutz und Segen bringen.

Gegenüber diesen zahlreichen Festen der ersten Jahreshälfte treten innerhalb der lettischen Aberglieferung die Feste der zweiten Jahreshälfte stark zurück, wenn sie auch recht altertümlich sind; so wird am Weihnachtsabend noch, entsprechend dem altisländischen Julklöz, dem Badnjak der Südslawen, ebenfalls ein einfacher Holzklöz, der blukkis, angezündet. Hier hat sich also die älteste Form erhalten. Der Weihnachtsabend heißt darum auch beim lettischen Bauern blukku wakkars, d. h. Klözabend.

Ein sehr eigenartiges Licht fällt aus der lettischen Aberglieferung auf eine merkwürdige Frage der deutschen Kunstgeschichte. Neben der bekannten Madonna von Schuppach, die, in neuerer Zeit aufgefunden, unter den Kunstgelehrten so viel Streit hervorrief, steht eine besonders schöngearbeitete gläserne Kanne. Man hat sie damit erklären wollen, daß nach irgendeinem alten Kirchenvater diese Kanne ein Sinnbild für die unbefleckte Empfängnis Mariä sei, denn auch durch die gläserne Kanne gehe das Sonnenlicht wohl hindurch, aber es verändere sie nicht. Wahrscheinlich hat die nicht seltene Aberglieferung solcher Kannen aber eine tiefere Grundlage als diese wenig anständige Zweideutigkeit. Wir finden berichtet: „Im tirolischen Lofertale sieht man in der heiligen Johannisnacht auf dem Pechhorn eine silberne Kanne, aus der das flüssige Gold hervorquillt, wie Bier aus der schäumenden Kanne. Es ist aber noch kein Sonntagskind gekommen, Kanne und Gold zu gewinnen.“ Der griechische Sonnengott Helios fährt in einem goldenen Becher, und die goldene Schale erscheint sogar in einem alten plattdeutschen Liede:

„Sunn, Sunn, kumm wedder,
Met din golden Fedder,
Met din golden Schal, Beschin uns alltoma!“

Das gleiche taucht in der lettischen Aberglieferung auf, wo die Sonne als goldene Kanne erscheint, die im Meer gewaschen wird, oder die „Johannchen“, der Heilige des Johannisfestes, zerschlägt (nämlich wenn die Sonne sich wieder der absteigenden Hälfte des Jahres zuwendet).

„Johannchen zerschlug die Kanne,
Auf einem Stein sitzend,

Der Gottes Sohn behänderte sie
Mit silbernen Dauben." ...

„Die goldene Kanne“ zerbricht zwar jedes Jahr, um im Frühjahr wieder aufs neue strahlend dazusein. Die goldene Schale der alten Überlieferung aber, die wieder zu leuchten begonnen hat, werden trotz allen Bemühens die verschiedenen „Johannchen“ nicht mehr zerschlagen bekommen - sie leuchtet aus allen Völkern, die Träger und Erben des altnordischen Lichtwissens sind.



Von Dana zu Tanaquil

Von Dr. Lenore Kühn

(Schluß)

Eine „Wasserspür“ anderer Art führt von dem kleinasiatischen Sitz der bereits vermischten Hetit = Turscha, der Etrusker, zum alten Rom der Tanaquil und erklärt uns auch die Art der Verbindung, in die sie mit einzelnen Königen Roms gebracht wird. - Der sog. Carcer Mamertinus, neben dem Forum Romanum nahe bei der antiken Curia und der ersten Versammlungsstätte der Curialen, jener Kerker, wo Petrus gefangen saß, führt in seinem untersten, ältesten Teil den Namen „Tullianum“ (und dies nicht etwa nur als Bau durch Servus Tullius, wie es meist erklärt wird, wobei der tieferen Teil jünger wäre als der höhergelegene Kerker). Wir finden aber solche Namen mit „tul“ merkwürdig oft in der frühen Königsgeschichte Roms an hervorragender Stelle: der Etrusker Tullus Hostilius (offenbar noch von den Eingefessenen „Ramnes“ als der „Fremde und Feindliche“ empfunden), Servius Tullius (aus niederem Stande durch Tanaquil zum König erhoben), auch die grausame „Tullia“, die den letzten Tarquinius erhöht. - Das „Tullianum“ erweist sich aber als ein uraltes Brunnengewölbe, eine Zisterne, wie eine ähnliche Konstruktion noch auf dem Palatin

erhalten ist, im ältesten Bezirk. Noch in christlicher Zeit war diese Wasserbedeutung des Ortes lebendig, wenn auch verworren, nämlich in der Legende von der Taufquelle, welche im (höhergelegenen!) Teil des Carcer Marmertinus plötzlich wunderbar entsprungen sei, als Petrus seinen von ihm bekehrten Kerkermeister christlich taufen wollte. Nun finden wir aber durch die berühmt gewordene Hethiter-Chronik von Boghazköi, daß das Wort „Tul“ hethitisch „Brunnen“ bedeutet! Damit ist sowohl der römische Kerkername „Tullianum“ in sachlicher Hinsicht erklärt, eben als „Brunnengewölbe“, und die „Wasserbeziehung“ dieser Silbe, wie auch der Zusammenhang der Hethiter mit den Etruskern als Komponente des römischen Staatswesens gerade frühester Zeit, auch noch auf diese Weise erwiesen wird. Ebenso aber sind damit auch die Namen des Tullus und der „Tullia“, erklärt - einer historisierten Parallelgestalt der Tanaquil, wie dies schon Bachofen bemerkte - also der Wasserherrin Dana und des Servius „Tullius“ (wohl als eine Bezeichnung des Ursprungs, hier also entweder mit dem Sinn „aus dem Brunnen“ oder auch der „Tullia“ [Tanaquil] religiös ergeben). Servius „Tullius“ aber war in der römischen Sage der besondere Schützling der Wassergöttin Dana-Tanaquil! Der Zuname ist sonst in keiner Weise motiviert, es liegt bei ihm keine „gens Tullia“ vor. Tanaquil wird auch mit seiner höchst merkwürdigen Geburtsage verknüpft, sie bringt ihn auf den Thron, ebenso wie zuvor den Tarquinius Priscus (Tarchnas), den ersten Herrscher etruskischen Stammes, und genau so, wie angeblich später die „Tullia“ den Tarquinius Superbus auf den Thron bringt, den letzten Etruskerkönig Roms. Die Wassernymphen, so die Quellnymphen, „Futurna“ (Dia turna, die Göttin des „Turnus“ oder „tyrrhenische“ Göttin), die Egeria als Freundin und göttliche „Ratgeberin“ des (sabinischen) Numa Pompilius spielen in der frühromischen Zeit überhaupt noch eine sehr auffallende Rolle, sowohl als solche Ratgeberinnen wie als göttliche Schützerinnen und Ursprung der königlichen Macht, welche sich durch sie offenbar erst (religiös) zu legitimieren hatte. Das alles ist gewiß auch kein Zufall unter dem damals offenbar noch herrschenden Bilde der Tana-Quiria als mit den Volksstämmen weitgewanderter Wassergöttin! Auch die kaukasische letzte Heimatstätte der Quiria kennt ja noch rothaarige und helläugige Nixen (Ruffalken).

Der „qu“=Laut der Quiria tritt in den ältesten römisch-etruskischen Na-

men überhaupt häufig auf, so in Tarquinius²¹, als Name einer etruskischen Königsfamilie, wobei uns aber dieser selbe Name etruskisch als „Tarchnas“ überliefert ist, mit dem typisch hethitischen Rehlaut, der auch noch oft die Völkernamen der Chronik von Boghazköi für das westliche Ohr verändert und ausdrücklich als Eigen-tümlichkeit der Hethiter (also „Chethiter“) bzw. „Chittiter“ als Kehlspiration festgestellt ist. Auf diesen Rachen=Ch=Laut ist aber sowohl im Zusammenhang mit der Hethiter-Chatten=Hessen=Frage, wie auch der Etruskerfrage selbst Gewicht zu legen; denn er gilt als ein sprachliches Charakteristikum der Hethiter (Chatti oder Hatti). Diese Rachen- und Zischlaute zeigen insbesondere die aufgeführten Völkernamen der östlichen Chroniken, sowohl der von Bogazköi, wie der von Karnak und Medinet Habu in Ägypten: die Achäer als Ahhisaschu (Achaiwascha), die Tursenen (Tursener) als Turschu (Turscha)²², die Sikuler als Schakala (oder Zakkara), die Sarden als Schardana - alles im Gegensatz zu den klaren festen Lauten des Westens. Die etruskische Form des Tanaquil-Namens zeigt noch

²¹ Aber die Wasser-Fruchtbarkeitsbedeutung auch dieses Namens liegen noch aus dem spanisch-turdetanischen Gebiet wichtige Hinweise vor. Wir finden nämlich dort im Spanischen als Rest dieser uralten Sprachstämme noch zwei Worte vor, welche deutlich mit „Wasser“ und „Fruchtbarkeit“ zu tun haben (wobei gleich bemerkt sei, daß der Zusammenhang gerade des Kaukasus-Gebietes mit dem „Iberischen“ Westen sogar noch heute traditionell im Bewußtsein der beiden Völker erhalten geblieben ist, wovon auch Kobakidse spricht. So finden wir denn auch in Rußland eine dort überraschende „iberische“ Muttergottes verehrt und im Kaukasus einen „iberischen“ Bergpaß, sowie als „iberische“ bezeichnete Städte [bei Strabo]). - Die zwei spanischen Worte sind „taraquin“ = „Sumpf“, als Sinnbild üppiger, feuchter Zeugung - nach Bachofen ein ausgesprochen matriarchalisches Symbol - und „tarquinado“ = Vergewaltigung (Befruchtung). In beiden Worten steckt aber der Stamm „tar“ (taur) als Stier, dessen Kult sich geographisch um das ganze Mittelmeer herum in Ortsnamen nachweisen läßt, von „Tarifa“ bei Gibraltar und in Nordafrika bis zum Tauris des Schwarzen Meeres und noch Tarqu und Täbris, nahe dem Kaspi-See; ebenso ist wohl der Stamm „aqua“ Ache, Ac, aha und aa = Wasser darin enthalten, bzw. der „ku“-Stamm der Erdfeuchte (unterirdische Gewässer), - somit also „Stierwasser“, das ja als Fruchtbarkeitsprinzip kultisch stets betrachtet wurde, wofür ebenso antike Riten der um Fruchtbarkeit flehenden Frauen („axie taure!“) gegenüber dem „Wasserstier“, wie auch noch kultische Restsitten des modernen spanischen Stierkampfs Zeugnis ablegen. Die Geschlechtsteile des getöteten Stiers bilden dort heute noch, aus kultisch-magischer Vorstellung heraus, eine begehrte Beute. Das gleiche liegt offenbar dem von Kobakidse geschilderten „Fest der männlichen Fruchtbarkeit“ mit dem Stieropfer zugrunde.

²² „Turschu“ heißt hethitisch „Sohn“, tur-turschu „Enkel“; Tursener wären also „Söhne“ (eines Gottes?).

diesen ch=Kehllaut, neben einer Umschreibung der römischen Aussprache durch c: Tanachvil (Tanaxvil), sogar Tanchvilus - offenbar als Versuch einer Maskulinisierung der Gottheit, auch Tanacuil (faliskisch); griechisch als Tanakylla oder =kylis. Interessant ist, daß auch die Danu-form der alt-irisch-englischen Fassung als Thanucuil (Danucuil) und sogar Thanchuvil noch wiederkehrt! - Wir finden ja auch den Fluß- und Königsnamen Tanaos (in Skythien, offenbar schon als maskulinisierte Tana, wie in Griechenland), als „Tanaus“ - Flußmündung in Nordbritannien durch Tacitus erwähnt. Die Tan=Spur läßt sich also auf dem ganzen weiten Wege von Nord bis Süd verfolgen; da die Tencteres mit den Tancha reis als identisch gesetzt werden, so hätten wir, da diese etwa im Nordwesten des germanischen Zentralheiligtums der „Tanfana“, in der Lippegegend, mit dem Quellheiligtum der Tan, lokalisiert werden, auch für die nordwestliche „Einfallrichtung“ dieser Gottheit einen gewissen Anhaltspunkt innerhalb des „deutschen“ Bezirks. Auch der Rachenlaut im Namen dieses „Tan“-volkes ist dabei zu beachten.

Daß aber jene hethito-tyrische Lautgebung, das „ch“ der Etrusker oder Tusker gerade in „Etruskien“ oder Tuscien (Toscanna) sich noch lebendig erhielt, darauf deutet die bekannte toskanische Spracheigentümlichkeit, das feste Kehlc, den k-Laut zu aspirieren, also „casa“ in „chasa“ oder „hasa“ zu verwandeln, caldo in chaldo oder haldo usw., und dies zwar, wie ich feststellen konnte, auch mitten zwischen andersprechenden Menschen, über das heutige geschlossene toskanische Sprachgebiet um Florenz hinaus, wo eben dort eine alte Stätte der historischen Etrusker vorliegt²³. Kommt man z. B. von

²³ Sofern sich in den Gründungen der älteren etruskisch-rafennaischen Welle, die noch keine „hethischen“ kleinasiatischen Elemente enthielt, also etwa um Bologna (Felsina) und weiter nördlich und östlich (Ravenna, Hatria) nicht diese aspirierende Spracheigentümlichkeit zeigt, wäre auch dies indirekt ein Beweis für die spätere, hethische Beimischung der „historischen“ Etrusker, der „Het-Turscha“ der zweiten, lydischen Welle, für die ja auch eine bisher meist über skeptisch bewertete Wandersage vorliegt. Es wäre aber immerhin auch möglich, daß die älteren Rasenna, die ja mit den Rhatern in Verbindung gebracht worden sind, etwa selber den hattisch-hettitischen Rachenlaut („Chasenna“?) auf direkte Nord-Süd-Wege schon mitbrachten.

Niebuhr hat Ähnliches vermutet. Die Rachenlaute der Schweizer und alemannischen Gebiete sind ja noch heute auffällig. Da das römische r als „littera canina“, als „Hundelaut“ in klassischer Zeit bezeichnet wird, ist es jedenfalls ein Rachen-„r“, welches in dem Namen der Rasenna von dem Klang „Chasenna“ nicht wesentlich

Großeto nach der Halbinsel von Piombino, gegenüber der Insel Elba, so findet man im alten Etruskerbergort Populonia und im Tal, wo die typischen Erdhügelgräber vorliegen, welche, wie auch die Gräber im etruskischen Caere, von den Hügelgräbern in Lydien um Sardes (Grab des Alyattes) nur durch die Größe verschieden sind, plötzlich wieder eine Bevölkerung, die von „chasa“ und „chaldo“ spricht! Die tuskisch=etruskische Spracheigentümlichkeit der vorderasiatischen Verschmelzungsheimat behauptet sich also noch bis ins 20. Jahrhundert! - Der Schrumpfungsprozeß der etruskischen Hügelgräber läßt sich übrigens schon im Stadtgebiet von Caere an den älteren und neueren Grabhügeln feststellen. Die dortige Landschaft nach dem Meere zu, mit vielen, noch nicht erschlossenen großen Grabhügeln, wirkt für den, der vergleichen kann, fast wie eine Wiederholung des Bin-Tepe-Gebiets (Tausend-Hügel-Gebiets) in Kleinasien, in Lydien bei Sardes am Gyges-See. Im übrigen liegt ein Wiederklang dieser lydischen Grabhügellandschaft im südrussischen Kurgan-Gebiet, also auf der Wegspur der Danagöttin, wie denn auch die „taurische“ (also südrussische) Artamis ein Heiligtum an eben diesem Gyges-See gehabt haben soll.

Daß aber auch sogar der Tanaïs-Name der Dana=Tanaquil, also die Station am Don vor ihrer Verwandlung in die Kyra, Kura oder Kwiria und Kyria (Bele), noch in der römischen Welt erhalten blieb, sehen wir an folgenden sehr merkwürdigen Tatsachen: 1. Der Name Tanaïs findet sich als Töpferstempel oder aber Besitzerstempel (Weihestempel?) auf Tonlampen; es liegt nahe, sie als sakrale Lampen, die der „Tanaïs“ geweiht waren, aufzufassen. Sie sind im Corpus Inscriptionum Latinarum verzeichnet. Vielleicht wird die sakrale „Lampenfuge“, deren nordischer Ursprung anlässlich der Ura Linda-Chronik so starke Bedenken erregte (Lampe der Festa und der Vestalinnen) durch solchen Hinweis weiter geklärt. 2. Bei Virgil wird ein „Gefährte“ des Turnus (der für den Etruskerstamm der alten Kolonien steht) Tanaïs genannt; denn natürlich mußte auch dieser Name der Göttin vom patriarchalischen Rom ins Mänliche umgedeutet werden. Aus der begleitenden Schutzgöttin des Stammes wird ein „Waffengefährte“; er wird vom Aneas besiegt,

unterschieden zu sein brauchte. Wir dürfen bei diesen ältesten Zusammenhängen niemals am fixierten Schriftzeichen hängen bleiben, wozu gerade der typische Gelehrte, im Gegensatz etwa zu H. Wirths lebendigem Sprachgefühl, besonders leicht neigt und dadurch sich selber Wege verbaut, die von einer Tatsache zur andern leiten.

„erlegt“. 3. Ein „Tanaïs“ wird von Horaz in den Satiren verspottet; dieser Tanaïs gilt als Freigelassener des Mäcenas, welcher bekanntlich aus vornehmem etruskischem Geschlecht war. - So spukt der Don-Tanaquisl-Tanaïs-Name noch in verschiedenster Form in Rom weiter. - Bemerkte sei noch, daß auch in Kleinasien sich noch ein zweiter Tanaïs-Fluß befand, an welchem 190 v. Chr. Antiochus der Große eine Schlacht verlor, in der Nähe von Magnesia (am Mäander?); man hat ihn mit dem Kaystros-Fluß (bei Ephesus) identifiziert. Es würde zu weit führen, hier die Verbindung aufzuweisen, welche vom amazonischen Ephesos „am Tanaïs“ (nach dieser Lokalisierung) in bezug auf kultische Waffentänze - die „pyrrhicha“ - sowohl nach der Heimat der Quiria wie nach Kreta und dem erwähnten Waffentanz des sabinisch-etruskischen Gabii vor den Toren Roms führen. Es sei auch erwähnt, daß die älteste Kolonie Tanaïs am Don (v. 4.-1. Jahrh. v. Chr.) mit der Stadt Klazomenä (bei Smyrna) in besonders lebhaftem Handel stand. Die Tonsarkophage von Klazomenä, heute im großartigen Museum von Istanbul, gleichen aber in Form und Ornamentik wie im Figürlichen zum Verwechselnden in Rom im Vatikanischen Museum aufbewahrten Tonsarkophagen etruskischer Herkunft! -

So überschauen wir ungefähr den langen, an Wandlungen reichen Weg der Dé-Dana, der Göttin Dana, von der nordisch-irisch-englischen Heimat her, die selber nur ältere, nordatlantische Züge weitergibt, über die niederdeutsche und dann vielleicht eine „hessische“ (chattische) Station der Tan, längs Donau und Schwarzmeer-Flüssen und über den Pontus oder den Kaukasus nach der hethitisch-phrygisch-lydischen Landschaft von Boghazköi, Pessinus und Sardes. Wir sehen die Göttin von da aus mit den Het-turscha, den Etruskern in Roms Landschaft einströmen und so ihren göttlich-königlichen Ruhm noch weiter tragen, der als schützender Schatten noch hinter den halbmythischen Gestalten von Roms Königszeit steht. Bis dann diese Tanaquil von einer veränderten Zeit und Volksmischung auch in ihrer Bedeutung domestiziert, verbürgerlicht und ins Haus verwiesen wurde. Der Hilfeschrei des stolzen Rom nach der „antiqua Mater“ aus Pessinus, die also noch einmal dort einzuzug hält, hat diesen blutlichen Zusammenhang mit der kleinasiatischen Vor-Heimat den Römern erneut ins Bewußtsein erhoben; dieser Vorgang wiederholte aber nur, auf einer Teilstrecke und schon in ganz veräußerlichtem magisch-religiösem Sinn, jene religiöse Welle, die sich bis an den

Wall des Kaukasus wälzte und in verwandelter Gestalt durch Lydien hindurch weiterflutete. Ob die Göttin *T a n i t* (vgl. dazu *Belit*) in Nordafrika schon auf einem früheren, *s ü d a t l a n t i s c h e n* Wege diese Mittelmeerküste erreicht hat, so wie die *Danu* als *n o r d a t l a n t i s c h e* Gestalt *Irland-England* erreichte, oder ob auch diese *Tanit*, nur eben auf dem *W e s t =* wege auch von dort herabgetragen wurde - etwa mit der hohen *Tursen -* (*Tyrsern*) Kultur der *Turdetaner* - ob sie also sozusagen eine südliche *S c h w e s t e r* oder aber eine direkte Tochter der *Dana* ist, und ob ferner, etwa auch noch die große Göttin *Vorderasiens*, die *Is-tar* (*Ishtar*), nur eine südlichere und orientalisierte Abzweigung der *Dana-Ishter* (*Tana-is, Anais*) vorstellt - denn die hethitische Kultur reichte ja auch noch bis in jene Gebiete, und sie *v e r f ä l l t* gerade in den Jahrzehnten um die wild bewegte Zeit 1200 v. Chr. herum, wo das Völkergeschiebe in Lydien und Phrygien zusammenwächst und auch schon die erste etruskisch-tyrsenisch-*rasennische* Welle sich im *W e s t e n* stärker bemerkbar macht - das wird die Forschung noch erst zu klären haben.

Hier sollte nur der seltsame und bedeutungsvolle Weg von der germanischen *Dana* zur *Tana*, *Quiria* und der römisch-etruskischen *Tanaquil* verfolgt werden. *Ex septentrione lux!* Roms Königin-Göttin *Tanaquil*, die Schützerin seines ersten Herrscher, *h a t i h r e A b s t a m m u n g*, wenn auch nicht ihre Einzelzüge, *a u s g e r m a n i s c h e n L a n d e n*, und das als indogermanisch erkannte hethitische (*chattische?*) Volk, wie jedenfalls das nordische *O s s e r v o l k*, trugen dies Bild auf ihren Wegen weiter - bis nach Kleinasien, von wo aus es, um fremde Züge vermehrt, seinen Einzug in Rom hielt. -

Diese Ausführungen wollen nicht mehr sein und können auch nicht mehr geben, als das, was sich mir aus meinem Gesichtskreis und meinen Beobachtungen heraus von diesen Zusammenhängen darstellte. Andere Perspektiven, Ergänzungen und auch Korrekturen aus anderen Zusammenhängen mögen den hier gebotenen Beitrag in das Gesamtbild der Forschung einreihen. -

Einmal kommt der große Tag der Sonne und des Lichtes und der seligen Tränen, einmal, wenn Deutschland des Sieges wert geworden ist. Meine deutsche Seele ist so wenig beirrt, daß sie sagt: besser Deutschland siegt nicht, als daß es nicht auch innerlich siegt. Erst wenn es seine alte Seele überwunden und eine neue gewonnen hat, wird Gott ihm den Sieg über die sieben oder acht äußeren Feinde verleihen . . .

Gorch Fock

Eine neue Auffassung des sog. mexikanischen Kalendersteins

Von Prof. Dr. K. Th. Preuß

Bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr der Unabhängigkeitserklärung Mexikos hatte die deutsche Kolonie in der Hauptstadt eine Schrift veröffentlicht: *El llamado calendario azteca* (Mexiko 1921), deren Verfasser, unser korrespondierendes Mitglied Hermann Beyer von der Tulane Universität in New Orleans, früher Professor an der Universität Mexiko, vor zwei Jahren in der Gesellschaft über die Ergebnisse dieses Buches einen Vortrag gehalten hat. Darin ist wohl so ziemlich das letzte Wort über die Einzelheiten und die Bedeutung des Ganzen als einer gewaltigen Opferblutschale gesprochen worden. Ich beabsichtige auch nicht, diese Ergebnisse anzutasten. Es handelt sich vielmehr um eine Art Zurückverlegung des auf dem Kalenderstein dargestellten Sonnenbildes in die Vergangenheit, wo es wahrscheinlich nicht eine Sonnenscheibe, sondern ein Weltbild gewesen ist. Bei einer solchen Auffassung können in der Tat die Erklärungen aller Einzelheiten des Steines unberührt bleiben.

Diese Erklärung als Weltbild ist mir eigentlich aufgezwungen worden, und zwar durch meine Entdeckung desselben Bildes wie auf dem Kalenderstein und an vielen mexikanischen Sonnendarstellungen überhaupt in einer heiligen Kürbischale der Cora-Indianer, die bei ihnen auf dem Altar stand und als Weltbild erklärt wurde. Es war dort aus Glasperlen hergestellt. Freilich ist es bereits lange her, daß ich die Ähnlichkeit zwischen beiden und die unterscheidende Erklärung vorgebracht habe¹, und ich hätte mein damaliges Stillschweigen über die Ursache der abweichenden Auffassung bei den beiden Völkern einfach fortsetzen und mich innerlich in derselben Weise beruhigen können wie damals, indem ich die Erklärung der Cora als eine Umformung der mexikanischen Auffassung als Sonnenbild ansah, wie ja überhaupt immer die Ausstrahlungen eines Kulturvolks für viel bedeutungsvoller für die umgebenden Naturvölker angesehen werden als umgekehrt Kulte und Symbole der Naturvölker in ihrer grundlegenden Beziehung zu den Kulturvölkern gewürdigt werden. Ausschlaggebend für mich war aber jetzt die Möglichkeit, sich klarzumachen, wie man von einem Weltbilde zur Auffassung eines Sonnenbildes kommen kann. Diese Entwicklung hat Herman Wirth² neuerdings durch seine Auffassung des Gesichtskreis-sonnensjahres angebahnt, wenn auch der Übergang in die Darstellung einer Sonnenscheibe nicht von ihm dargetan ist. In der Tat kann man sich sehr

¹ J. f. Ethn. 1911, S. 293 ff. und K. Th. Preuß, Die Religion der Cora-Indianer, Leipzig 1912, S. LXXXII ff.

² Herman Wirth, Die heilige Urschrift der Menschheit, Leipzig 1932.

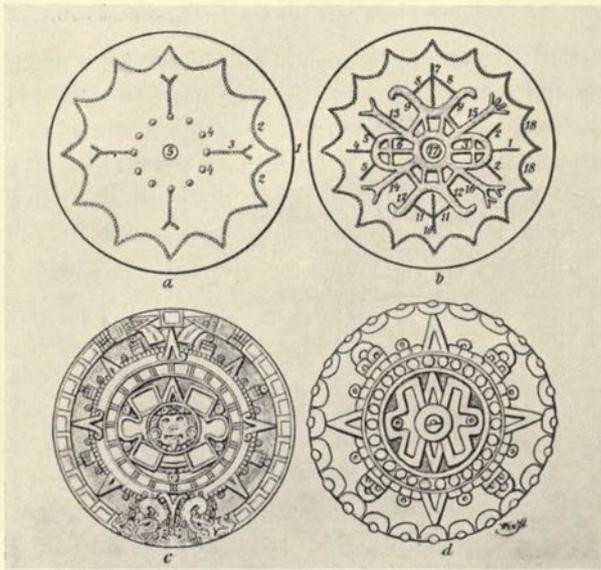
leicht vorstellen, daß eine Darstellung des Gesichtskreises mit Markierung der Auf- und Untergangsstellen der Sonne besonders zur Zeit der Solstizien zu einer Aufzeichnung der Richtungen überhaupt führen kann, so daß das entstandene Gebilde ohne weiteres auch als strahlende Sonnenscheibe gelten kann. Umgekehrt dagegen dürfte es ausgeschlossen sein, daß aus einer Sonnenscheibe je ein Weltbild wird.

Um diese Entwicklung vom Weltbild zum Sonnenbild in unserem Falle vor Augen zu führen, müssen wir uns die Tatsachen kurz ins Gedächtnis zurückrufen. Das Weltbild der Cora kommt in zwei Varianten vor. Die einfachere Variante (Abb. 1a) stellt in der Mitte zugleich den Festplatz dar, der ebenfalls ein Abbild der ganzen Welt ist. In der Mitte (5) ist das Feuer. Dieses wird angeblich, wenn die Sonne untergeht, von Westen hergebracht, ist während der Nacht ein noch nicht flügger Adler, dem aber des Morgens die Flügel wachsen, so daß er zum Himmel emporfliegen und sich dort als Lichthimmel niederlassen kann. In der Auffassung der ersten Variante als Weltbild (Abb. 1a) wird dagegen der Kreis (5) als Mittelpunkt der Welt bezeichnet, in dem unser Vater, die Sonne, wohnt. Ringsum sitzen die zwölf Ältesten, soviel wie die ersten Bewohner der Welt. Die vier gegabelten Stäbe (3) sind die vier Weltrichtungen, der Aufenthaltsort der Götter, die zwölf Bögen (2) dienen den Göttern als Mauer, dann folgt der Rand der Kürbisschale (1), der zugleich der Rand der Welt ist. Besonders bemerkenswert ist die Bezeichnung der Mitte als Aufenthalt der Sonne und als Feuer, das von der untergehenden Sonne geholt und das morgens zum aufsteigenden Adler, dem Lichthimmel, wird. Es ist hierdurch eine fünfte und sechste Richtung, nämlich Zenith-Nadir durch den Lauf der Sonne gekennzeichnet.

Entsprechend sind in der zweiten Variante des Weltbildes in der Kürbisschale der Cora (Abb. 1b) nur die Richtungen Ost-West und Oben-Unten (an Stelle von Nord-Süd) angegeben, ein Beweis, wie wichtig den Cora die ersten vier Richtungen und wie unwichtig ihnen Norden und Süden erschienen. Im einzelnen wurde gesagt: die 16 Bögen am Rande (18) sind der Aufenthalt der Haustiere und Menschen, innerhalb der Bögen ist rechts die Region der Gottheit des Morgensterns, „unseres älteren Bruders“, links der Aufenthalt der Maisgöttin Nasisa, unten der des Sonnengottes „unseres Vaters“ und oben der „unserer Mutter, die sich unter uns (d. h. in der Unterwelt) befindet“. Es sind also unserer Gewohnheit nach, die Osten rechts und Westen links orientiert, oben und unten, die wir mit Norden und Süden gleichsetzen würden, vertauscht, indem „unten“ am oberen



Abb. 1. Mexikanischer Kalenderstein



b) Nachbildung der Kürbisschale des Dorfes Jesus Maria. c) Vereinfachte Darstellung des mexikanischen Kalendersteins im Museo Nacional de Mexico. d) Wiener Hofmuseum nach Selser, Gesammelte Abhandlungen II, S. 713, Abb. 2.

Abb. 2. Darstellungen in heiligen Kürbischalen (tusa) der Cora (a, b) und in Opferblutschalen (quauhxi calli) der alten Mexikaner (c, d), a) nach einer Zeichnung des Cora Jacinto Silverio.

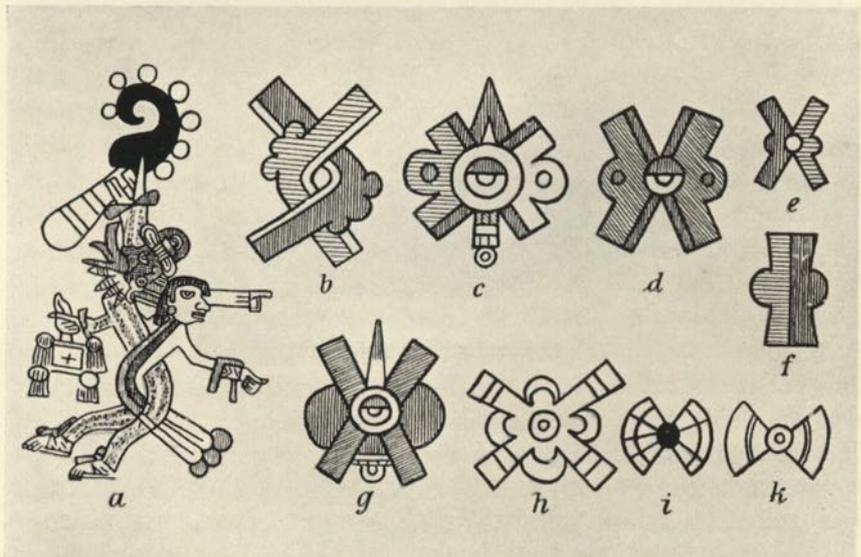


Abb. 3. Das Olin-Zeichen. a) Codex Aubin 13. b) Codex Borgia 10. c) Codex Borbonicus 14. d) Codex Aubin 14 e) Codex Borgia 71. f) Wiener Codex. g) Codex Vaticanus, Nr. 3738, Bl. 27, 1. h) Sahagun-Manuskript der Bibl. Laurenziana nach Selser, Ges. Abhandl. I, S. 170, Abb. 14. i, k) Personennamen Olin, Manuscrit mexicain III der Bibl. Nationale Paris nach Selser, Ges. Abhandl. I, S. 171, Abb. 21.

Rande und „oben“ am unteren liegt. Wenn die geschweiften Gebilde jeder Seite (3, 6, 9, 12) als die Kronen der betreffenden Götter, die von ihnen ausgehenden drei geraden Streifen (1, 2, 7, 8 usw.) als ihre Wege und Arme und das liegende Kreuz mit den gegabelten Enden (13, 14, 15, 16) als ihre Blumen bezeichnet werden, so werden wir nun aus dem Mexikanischen sehen, daß diese Einzelheiten der „Kronen“ und „Blumen“ doch eine andere Bedeutung haben, die mehr zu den hier beglaubigten Richtungen Osten, Westen, und dem Gesichtskreissonnenjahr stimmt.

Schon damals hatte ich bewiesen, daß das eben erklärte Gebilde innerhalb der 16 Bögen (Abb. 2 b) mit dem sog. Olinzeichen übereinstimmt, das in der Mitte des vereinfacht gezeichneten Kalendersteins (Abb. 2 c) und des Sonnenbildes in der Opferblutschale (Abb. 2 d) zu sehen ist. Wir erkennen das noch deutlicher in den verschiedenen Typen des Olinzeichens (Abb. 3). Besonders deutlich zeigen dort i und k die östliche und westliche Seite der Welt. An diesen sehen wir jetzt auch, befruchtet durch die Idee des Gesichtskreissonnenjahres, was das liegende Kreuz und der Verbindungsbogen rechts und links zwischen ihnen andeutet. Es sind die mit der Mitte verbundenen Solstitialpunkte auf dem Gesichtskreis, zu dem die Bogen rechts und links gehören. Wir sehen weiter an den anderen Typen, daß die Arme des liegenden Kreuzes breite Streifen bilden, die durchweg über die Bögen des Gesichtskreises hinwegragen, so daß diese mehr oder weniger einschrumpfen und sich der runden Figur in der Mitte angleichen. In Abb. 3 a und 3 b ist dasselbe Gebilde durch Verflechtung der Leiber zweier Gestalten bzw. zweier entsprechend gekrümmter breiter Stäbe entstanden. Die beiden Gestalten in Abb. 3 a sind rechts der Windgott Quezacoatl, der nach einem Mythos auch zum Morgenstern wird, und wie es scheint, eine Göttin, die demnach wie in der Coraschale (Abb. 2 b) Osten und Westen verkörpern. Norden und Süden oder oben und unten sind bei den meisten Olinzeichen überhaupt nicht ausgedrückt, sondern es ist nur in der Mitte ein Kreis oder ein Auge (Abb. 3 c, d, g) gezeichnet, oder es ist wie in Abb. 3 a und 3 b nur eine Lücke zwischen den Bögen vorhanden. Hier besagt das Auge deutlich, daß in der Mitte des Gesichtskreises, also des Weltbildes, das Feuer der Sonne gedacht ist, wodurch ihr Lauf über und unter der Erde und damit zugleich die Richtung Zenith-Nadir zum Ausdruck gebracht wird. Sinngemäß erscheint dafür in dem Olin des Kalendersteins der Kopf des Sonnengottes selbst (Abb. 2 c). An einzelnen Olinzeichen (3 c und g) ist nun aber auch die Richtung oben-unten durch einen Strahl und durch ein Edelsteinband ausgedrückt, wie beides auch in den Sonnendarstellungen

als Strahlen vorkommt. Beides ist auch in den Olinzeichen der Sonnenscheiben (Abb. 2 c, d) der Fall. Dadurch ist offensichtlich, daß das durch das Olinzeichen ausgedrückte Weltbild eigentlich nur den Sonnenlauf während des ganzen Jahres zum Ausdruck bringt und den Gesichtskreis nur insofern hinzuzieht, als die Mitte und die Solstitialpunkte im Verhältnis zu den Gesichtskreisbögen im Osten und Westen stehen. Ebenso ist es auch mit der Darstellung innerhalb der 16 Bögen in der Kürbischale der Cora. Dort sind die „Kronen“ (Abb. 2 b, 3 und 6) der Götter im Osten und Westen die Horizontbögen und die „Blumen“ (Abb. 2 b: 13-16) sind die Verbindungspunkte der Mitte mit den Solstitialpunkten.

Anders verhält es sich aber mit dem ganzen Gesichtskreis in den beiden Varianten der Kürbischale und in der Sonnenscheibe. Die 12 bzw. 16 Bögen am Rande der Kürbischale, die den 16 Einteilungen durch Strahlen bzw. durch Licht bedeutende Edelsteinbänder in dem Sonnenbilde entsprechen, sind natürlich nicht durch Markierungspunkte der Sonnenauf- und Untergangspunkte entstanden, sondern geben Himmelsrichtungen an, die natürlich durch die Beobachtung des Sonnenlaufs entstanden sind. Die Huichol, die Nachbarn der Cora, die runde Tempel mit steinernem Unterbau und einem ziemlich pyramidenförmigen Strohdach haben und diese ebenfalls für ein Abbild der Welt halten, schießen von den vier Richtungen aus je einen Pfeil mit den Federn des Truthahns, des Sonnenvogels, in das Strohdach und behaupten, sie täten das, weil das Licht nicht von Osten her, sondern von allen Seiten gleichmäßig in die Welt flute. Selbstverständlich ist aber der Begriff der vier Richtungen trotzdem von dem Sonnenlauf abgeleitet. Die Zahl 16 erklärt sich leicht durch Teilung der vier und nochmalige Teilung der acht Richtungen, die bei den Cora daneben vorkommende Zahl 12 (Abb. 2 a) ist aber wahrscheinlich aus der Zahl der sechs Richtungen einschließlich Zenith und Nadir durch Verdoppelung entstanden. Darauf weist die Aufeinanderfolge der Farben in den 16 Bögen von Abb. 2 b hin, die nacheinander rot, grün, blau, gelb, schwarz und weiß sein müssen. Diese sechs Farben entsprechen offenbar der gewöhnlichen Reihenfolge der in den Gesängen sehr oft erwähnten Richtungen: Osten (rot), Westen (grün), Norden (blau), Süden (gelb), unten (schwarz), oben (weiß). Sie müssen überhaupt in den Perlen des ganzen Weltbildes allein vertreten sein. Demnach sind daraus auch die zwölf Sitze der Alten um das Feuer abzuleiten (Abb. 2 a). Bei den Cora ist die Erde von der Erdgöttin, „unserer Mutter“, dadurch geschaffen worden, daß auf ihr Geheiß der Gott des Morgensterns, „unser älterer Bruder“, zwei von seinen Pfeilen

übereinanderlegte, d. h., die vier Richtungen festlegte, dann die Göttin ihre Haare um den Mittelpunkt herumlegte (Rhombenkreuz, Fadenkreuz) und auf dem Gebilde etwas Erde festtreten ließ³. Solche Fadenkreuze aus Baumwolle oder Wolle werden noch heute von den Cora als Opfergaben für die Götter gemacht, sie sind aber nicht nur vier-, sondern sehr oft auch acht- und sechseckig und bedeuten stets dasselbe, nämlich die Erde. Man sieht also, wie solche 12 und 16 Perlenbögen in der Kürbischale der Cora als Erdscheibe entstanden sind.

Es erscheint mir durchaus nicht ein besonderes Problem zu sein, wie die Nord-südlinie auf dem Gesichtskreis entstanden ist, und ich glaube nicht, daß es nötig ist, mit Wirth anzunehmen, nur ein Volk jenseits des Polarkreises, das die Sonne wirklich im Süden aufgehen sah, habe diese Linie sich vorstellen können⁴. Wir haben aber gesehen, daß die Nord-südlinie wahrscheinlich sehr oft nur scheinbar eine solche darstellt, vielmehr wie in den entsprechenden Darstellungen des Olinzeichens in der Kürbischale der Cora und wie in dem mexikanischen Sonnenbilde die Richtung Zenith-Nadir bedeutet. So ist z. B. noch von den Odschibwe das Zeichen 8 als „oben-unten“ überliefert⁵. Nehmen wir wirklich an, daß die beiden Kreise oben und unten Sonnen darstellen sollen, so doch nicht die Sonne im Norden und Süden, sondern im Zenith und Nadir.

Wenn wir nun aber auch die Sonnendarstellung aus dem Weltbild entstanden annehmen, so deutet doch nichts in der mexikanischen Überlieferung an, daß sie je ein Weltbild gewesen ist. Im Gegenteil ist in dem „Kalenderstein“ oben ausdrücklich das Zeichen 13 Rohr dargestellt, das in den *Anales de Quauhtitlan* und sonst als Geburtsjahr der Sonne angegeben ist. Auch die sonst noch auf dem Kalenderstein vorhandenen Zeichen deuten nicht auf ein ehemaliges Weltbild hin. Auffällig ist allerdings die Darstellung des Tageszeichens Olin, meist mit der Zahl 4 verbunden, aber auch ohne dieselbe (vgl. Abb. 2 d) innerhalb der Sonne. Aber wir müssen berücksichtigen, daß Olin mit der gegenwärtigen historischen Sonne ebenso verbunden ist, wie die vorhergehenden prähistorischen Sonnen oder Zeitalter, nämlich die Jaguar-, Wind-, Feuerregen- und Wasser-sonne mit ihren jeweiligen Tageszeichen: Jaguar (Erde, Wind, Regen (Feuerregen) und Wasser. Zwar haben wir keine Darstellungen dieser Tageszeichen innerhalb der prähisto-

³ Preuß, *Religion der Cora*, S. 59 f.

⁴ H. Wirth, *Aufgang der Menschheit*, Jena 1929, S. 69.

⁵ Henry R. Schoolcraft, *Historical and Statistical Information respecting the Indian Tribes of the United States Part I*, Philadelphia 1851, S. 386, Plate 53, Nr. 52.

rischen Sonnen wie die Darstellung des Olin in der gegenwärtigen Sonne, aber in dem „Codex Vaticanus“ Nr. 3738, Blatt 4, 6, sind wenigstens drei dieser prähistorischen Sonnen mit ihren, die Tageszeichen repräsentierenden Göttern in ihrer Mitte angegeben, nämlich mit dem Windgott Quetzalcoatl (Wind), dem Feuergott Xiuhotecutli (Feuerregen) und der Wassergöttin Chalchiuhtlicue (Wasser). Nur Tezcatlipoca als Gott des Tageszeichens Jaguar fehlt, der nebst den anderen drei als Verkörperungen der Sonnen jener Zeitalter und als Vertreter der in den betreffenden Tageszeichen steckenden Elemente: Erde, Wind, Feuer, Wasser genannt ist⁶. Die Idee ist, daß jedes Element und jeder es vertretende Gott in der jeweiligen Sonne oder dem Zeitalter herrscht, aber schließlich die Sonne und das Zeitalter und die es belebenden Menschen zerstört. Auf das Zeichen Olin angewandt ist die zerstörende Wirkung, durch die dieses Zeitalter zugrunde gehen soll, nach den Anales de Quauhtitlan, die von Erdbeben und Hunger. Daß Olin tatsächlich Erdbeben bedeutet, geht aus dem Wort tlalotin (Erdbeben) und auch aus der Hieroglyphe für Erdbeben hervor, das durch ein rechteckiges Feld (Erde) und durch Olin darin ausgedrückt wird. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß eine Ideenverbindung zwischen der eigentlichen Bedeutung von Olin als einer Darstellung des Sonnenlaufs im Weltall und der Ursache des Erdbebens besteht, sondern Olin heißt eben „rollende Bewegung“ (wie die einer Kautschukfugel oli), und diese Wortbedeutung allein ist wohl das Bindeglied zwischen beidem, der Bewegung der Erde im Erdbeben und der Sonne. Auch der Untergang der Menschen dieses Zeitalters durch Hunger ist nicht direkt in dem Zeichen Olin ausgedrückt. Im Codex Vaticanus, Nr. 3738, Bl. 7, ist das gegenwärtige Zeitalter durch Kochiquezal, die Blumengöttin verkörpert, die aber nicht inmitten einer Sonne erscheint. Es soll dadurch wohl die mannigfaltige Nahrung dieses Zeitalters gekennzeichnet werden, während für die früheren Zeitalter nach der Historia de los Mexicanos por sus pinturas je eine einzige unscheinbare, später nicht mehr genossene Nahrung angegeben wird. Die Geschichte des mexikanischen Volkes lehrt, daß trotz der vielseitigen Nahrung Hungersnot häufig eintrat und somit der Hunger sehr wohl als Erfolg des in dem Olin steckenden Sonnenlaufs und als Ende des Zeitalters angesehen werden konnte. Schließlich steht auch der Gott, der als Verkörperung des Tageszeichens Olin in den Bilderschriften erscheint, zum Sonnenlauf in engen Beziehungen. Es ist der hundegestaltige Gott Xolotl, der die Toten über den neun-

⁶ J. B. Historia de los Mexicanos por sus pinturas in Icazbalceta, Nueva coleccion de documentos para la historia de Mexico, Mexico 1891, S. 231 ff.

fachen Strom (chicoconauhapan) in die Unterwelt geleitet, und den man am besten in seinem Wesen auch als Sonnengeleiter bezeichnen kann⁷. Charakteristisch für ihn ist, daß er als Herr des Ballspiels angegeben wird, was wiederum auf die Sonnenbahn und ihre Leitung Bezug hat, weil der Ball als das Abbild der Sonne galt.

Wenn also das Zeichen Olin im Sonnenbilde steht, so hat das nur dann seine Berechtigung, sobald man über die eigentliche Bedeutung als Lauf der Sonne im Weltall hinwegsieht. Besser würde es zweifellos für ein Gesichtskreissonnenjahr passen. Auf den vier Speichen des Olinzeichens sind die vier prähistorischen Sonnen oder Zeitalter dargestellt, was nach dem Gesagten ebenfalls nicht als unpassend für die Sonne des gegenwärtigen Zeitalters angesehen werden kann. Ferner sind in einem konzentrischen Kreise des Kalendersteins die 20 Tageszeichen dargestellt. Da diese zusammen mit den Zahlen 1 bis 13 die Grundlage für das Tonalamatl, die Zeit von 13 mal 20 gleich 260 Tagen bilden und das Tonalamatl wiederum in fortlaufender Zählung von 73 mal 260 Tagen 52 Jahre von je 365 Tagen, d. h. ihre heilige Periode ergibt, bis wieder der Anfang der Zählung mit derselben Ziffer und demselben Zeichen erreicht ist, so hat auch das Anbringen der 20 Tageszeichen auf der Sonnenscheibe seine Berechtigung, obwohl dasselbe auch auf dem Gesichtskreissonnenjahr mit Recht seine Stelle haben könnte. Beyer hat ferner die graphische Darstellung von Blutspitzern nach dem Rande der Sonnenscheibe zu nachgewiesen, die lebendig vor Augen führen, daß die Menschenopfer hauptsächlich für das Gedeihen der Sonne stattfanden.

Was vielleicht am meisten aus der Idee einer Sonnenscheibe herausfällt, das sind die beiden sie außen umrahmenden Feuerschlangen, deren Schwanzenden sich am oberen Rande, getrennt nur durch das Jahreszeichen 13 Rohr treffen, während am unteren Rande die weit geöffneten Rachen nach Beyers Feststellung rechts den Kopf des Sonnengottes Tonatiuh und links den des Feuergottes Xiuhcutli zeigen. Würde man annehmen, daß die Schlangen ein Bestandteil der Sonne seien, obwohl die Strahlen bereits innerhalb der Schlangenumrahmung ihren Abschluß kundtun, so würden diese aus den mexikanischen Bilderschriften und aus der Plastik so bekannten Schlangen noch einmal das Wesen der Sonne verkörpern. Denkt man sich die Scheibe aber als Gesichtskreissonnenjahr, so würden dagegen die Schlangen den Jahreslauf der Sonne von Norden nach Süden andeuten.

⁷ Näheres siehe in meinem Beitrag zu Baumlcr, Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft?, Leipzig 1932, S. 55 ff.

Es bleibt noch übrig, die Erscheinung der Sonnenscheibe auf den Opferblutschalen im Verhältnis zu den übrigen Darstellungen zu betrachten, um festzustellen, ob darin eine Unausgeglichenheit gegenüber der Sonnendarstellung bzw. dem Gesichtskreissonnenjahr liegt. Die Opferblutschalen haben auf der Unterseite bisweilen die sogenannte Erdkröte mit nach oben weit aufgesperstem Rachen oder ein Ungeheuer mit mehr menschlichem, zurückgebeugtem Kopf, und in beiden Fällen kommt ein Feuersteinmesser, die Verkörperung des Sonnenlichtes oder der Hinweis auf die mit dem Gedeihen der Sonne verbundenen Opfer, aus ihm heraus, wie wir es auch bereits an dem Kopf des Sonnengottes in der Mitte des Kalendersteins (Abb. 2 c) sahen. Die Gedankenverbindung dürfte dann ganz verständlich die sein, daß die in der Schale dargestellte Sonne aus dem Rachen der Erde, dem Eingang zur Unterwelt, hervorkommt oder darin versinkt. Man sieht, daß die Ausgestaltung nicht gerade notwendig ist und daß diese Vorstellung nur für die Sonne paßt, denn in bezug auf das Gesichtskreissonnenjahr wäre dies Ungeheuer überflüssig, da die Sonnenbahn dort bereits dargestellt ist. Statt dieses Erdwesens oder außer ihm ist manchmal auf der Außenseite der Opferblutschale der gestirnte Nachthimmel dargestellt, wie z. B. auf dem Ansatz des Zylindermantels unseres Kalendersteins, oder es finden sich zuweilen außer dem Nachthimmel am oberen Rande des Zylindermantels noch am unteren Rande der aufgespernte Erdrachen nebst lichtbedeutenden Steinmessern darin, wie auf dem Ticostein. In diesen Fällen bedeutet der Nachthimmel augenscheinlich nur die Ergänzung des Erdrachens, da der Nachthimmel nur ein Abbild der Unterwelt ist. Als Ganzes betrachtet, gibt aber die Zusammenstellung von Sonne und Erde - denn der Erdrachen bedeutet ja die Erde - das Bestreben kund, die einstige Bedeutung der Schale und der Zeichnung in ihrem Innern als Weltbild durch die Zutaten wieder herzustellen, nachdem aus dem Weltbild ein Sonnenbild geworden war.

Halten wir alles dieses zusammen, so könnte man den Schluß ziehen, daß ein Beweis für die ursprüngliche Bedeutung der Sonnenscheibe als Weltbild nicht geliefert werden kann. Der Fall liegt eben so, daß alles, was auf das Weltbild mit Darstellung des Sonnenlaufs paßt, bei einigem guten Willen auch auf ein Sonnenbild angewendet werden kann, weil in dem Weltbild der Lauf der Sonne, also auch die Sonne selbst die Vorbedingung ist. Da hilft zur Entscheidung nur der gesunde Menschenverstand. Es ist selbstverständlich ein Aunding, ein Sonnenbild nach den 4, 8 usw. Richtungen zu orientieren, wenn diese nicht bereits vorher an der Erdscheibe durch den Sonnenlauf ins Bewußtsein getreten sind. Aber auch dann ergibt eine

solche Orientierung an einem Sonnenbild nicht den geringsten Sinn. Also müssen alle Sonnenbilder der Art, wo sie auch vorkommen mögen, ursprünglich Weltbilder gewesen sein. Es gehören dazu nicht nur die charakteristischen Sonnenbilder, die gleichartig in allen mexikanischen Bilderschriften der verschiedenen Schattierungen: in den mexikanischen im engeren Sinne, in der Codex-Borgia-Gruppe und in den sogenannten mixtekisch-zapotekischen, vorkommen, sondern auch das Mayazeichen kin, Sonne oder Tag, ist hierher zu rechnen, da es in sich die vier Richtungen enthält. Wenn ein Sonnen- gesicht mit Strahlen oder Feuerflammen zur ursprünglichen Charakterisierung der Sonnennatur umgeben ist, wie etwa in gewissen Sonnenbildern von Santa Lucia Cozumalhuapa oder in Chacula⁸ in Guatemala oder bei den als Sonnengottheiten aufgefaßten Gestalten von San Augustin in Columbien⁹ oder bei dem Hauptbild des Sonnengottes auf dem Sonnen- tor von Tiahuanaco usw., so ist die strahlenförmige Umrahmung stets nicht von der Regelmäßigkeit eines Gesichtskreissonnenjahres, sondern mehr oder weniger unregelmäßig. Und noch einmal: aus einem Weltbild mit Jahresumlauf der Sonne kann zwar ein Sonnenbild werden, nie aber kann der Verlauf umgekehrt sein.

Schließlich muß aus den verschiedenen Auffassungen des gleichen Bildes bei den Cora und den alten Mexikanern, einmal als Weltbild, das andere Mal als Sonne, die Folgerung gezogen werden, daß Menschenopfer an die Sonne, die in Mexiko in späterer Zeit so sehr überhand nahmen, bei den Cora wahrscheinlich nicht dargebracht wurden. „Unser Vater“, die Sonne, der Cora ist nämlich mehr eine Art Hochgott, dem infolgedessen nur ein geringer Kult gewidmet wurde und wird. Man wird daher die Angabe der „Gazeta de Mexico“, Nr. 2, Februar 1722, derzufolge bei der Eroberung des Landes der Cora ein mit dem Bilde der Sonne geschmücktes Steingefäß nach Mexiko gebracht wurde, dem allmonatlich ein Kind geopfert worden sei¹⁰, in das Reich der Fabel verweisen müssen. In Mexiko freilich war man an solche Auffassungen gewöhnt, aber auch dort wurden nicht der Sonne Kinder geopfert, sondern den Berg- und Regengöttern, und die Überlieferung berichtet, daß die Menschenopfer erst am Ende der mythischen Toltekenzeit aufgekomen seien, daß also die nach Mexiko einwandernden Naua solche erst bei ihrem Zusammentreffen mit den Kulturvölkern oder

⁸ Siehe die Abbildung 190 S. 134 bei Ed. Selser, Die alten Ansiedlungen von Chaculá, Berlin 1901.

⁹ R. Th. Preuß, Monumentale vorgegeschichtliche Kunst, Göttingen 1929, II, Taf. 40-42.

¹⁰ W. Selser, Gesammelte Abhandlungen, III, S. 355.

Später aus sich heraus entwickelt hätten. Würden Menschenopfer bereits bei den Cora vorhanden gewesen sein, so müßten die zahlreichen Texte und Mythen, die ich bei ihnen aufgeschrieben habe, und ihre zahlreichen Kult-handlungen irgendeinen Hinweis darauf enthalten. Als Opfertiere im Sinne der mexikanischen Menschenopfer werden bei den Cora aber nur Hirsche genannt, und es wird entsprechend die vom Morgenstern ausgeführte Jagd auf die Sternhirsche kultisch dargestellt und im Gesange vorgetragen¹¹.



Der Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim, römischer Steinbruch an germanischer Kultstätte

Von Fr. Sprater

Director des Historischen Museums der Pfalz, Speyer

Als ich für die Januar/Februar-Nummer 1934 dieser Zeitschrift unter dem Titel „Germanische Sonnenkultur in der Pfalz“ meine persönliche Stellungnahme zu den Problemen des Brunholdisstuhles niederlegte, konnte ich berichten, es bestehe die begründete Hoffnung, daß durch umfassende Ausgrabungen, wegen deren Durchführung damals Verhandlungen geführt wurden, unsere Kenntnisse wesentlich erweitert und vertieft werden. Dank dem großen Interesse, das die Stadtverwaltung Bad Dürkheim (Bürgermeister Imbt) von Anfang an den Plänen entgegenbrachte, und ihrer tatkräftigen Unterstützung konnten die Ausgrabungen noch im Februar 1934 unter der wissenschaftlichen Leitung des Verfassers in großem Umfange aufgenommen und bisher ununterbrochen weitergeführt werden. Es ist damit zu rechnen, daß die Grabungen im Monat März 1935 zum Abschluß gebracht werden können. Wertvolle Unterstützung erfuhr das Unternehmen durch die bayerische Staatsregierung und durch die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft.

¹¹ Preuß, Religion der Cora, S. 40 ff.

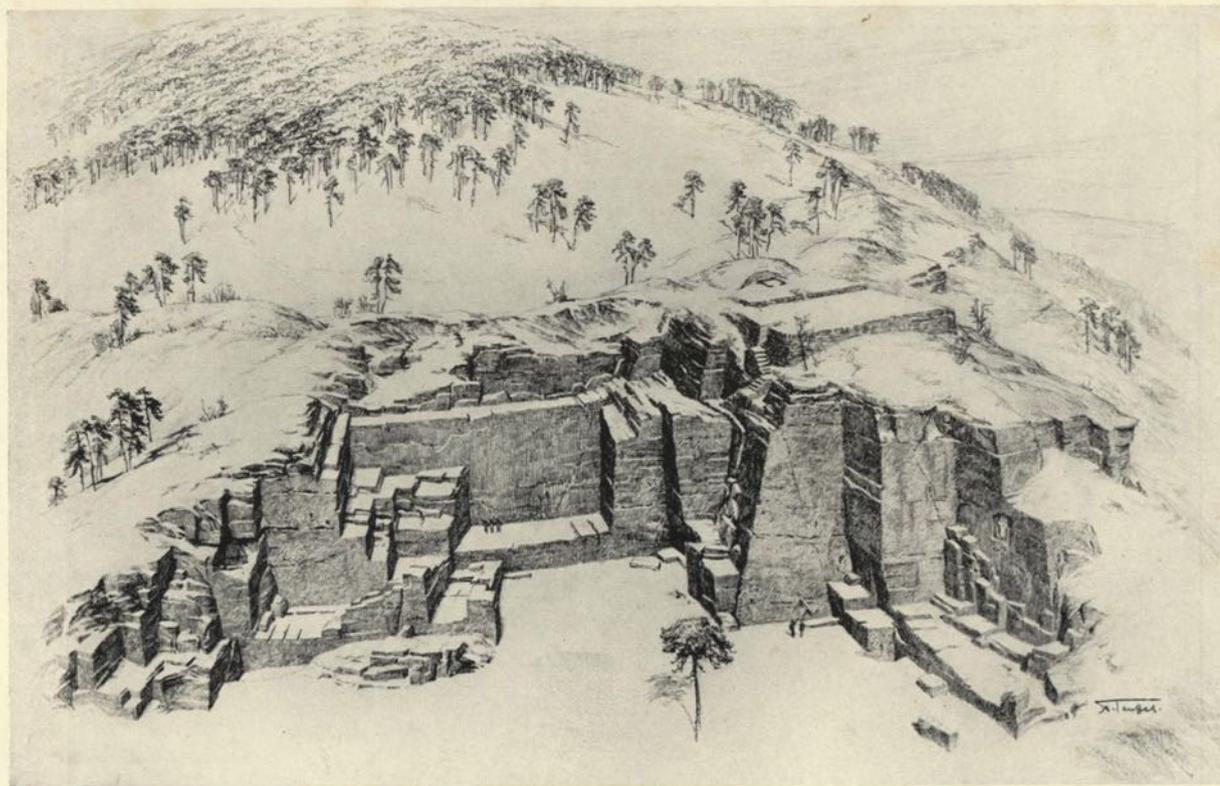


Abb. 4. Gesamtdarstellung des Brunholdistuhles, Grabungsstand Februar 1935

(Gezeichnet von Dipl.-Ing. A. Teuffel, Ludwigshafen)



Abb. 5. Speertänzer



Abb. 6. Hakenkreuz

~~unvollständig~~
13.



Abb. 7. Kultische Handlung (?)

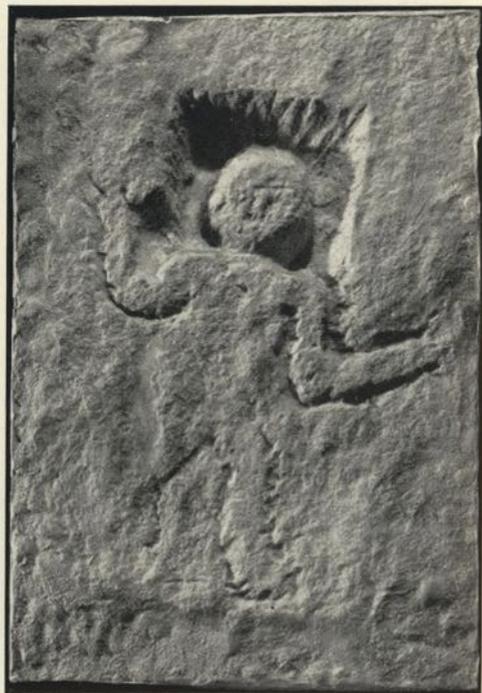


Abb. 8. Tänzer (?)

Bereits in meiner ersten Veröffentlichung über den Brunholdisstuhl in der Zeitschrift „Pfälzisches Museum“ (1917) hatte ich mich dahin ausgesprochen, daß es sich um einen Steinbruch aus der Zeit der Römerherrschaft am Rhein handle, daß jedoch die Felszeichnungen (Sonnenräder und Pferde) nichts mit dem Steinbruchbetrieb zu tun hätten, sondern auf einen einheimischen Sonnenkult zurückzuführen seien.

Bei den Verhandlungen wegen der Durchführung der Ausgrabungen habe ich als Ziel der Arbeiten erklärt, die Frage zu lösen, ob es sich bei dem Brunholdisstuhl um einen römischen Steinbruch handle, wie ich immer angenommen hatte, oder um eine germanische Kultstätte, wie damals schon im Gegensatz zu meiner Auffassung von anderer Seite behauptet wurde. Als das wichtigste Ziel der Ausgrabungen erklärte ich aber schon damals die Auffindung weiterer Felszeichnungen, die uns einen Einblick in die Kultanschauungen unserer germanischen Vorfahren gewähren. Wenn auch die Ausgrabungen noch nicht abgeschlossen sind, so kann doch heute schon gesagt werden, daß die Ergebnisse den in sie gesetzten Erwartungen in vollem Umfange entsprechen.

Die Ausgrabungen haben mit voller Klarheit die von mir von jeher vertretene Ansicht bestätigt, daß es sich bei dem Brunholdisstuhl um einen römischen Steinbruch handelt. An diesem Orte kann es nicht meine Aufgabe sein, diese Frage eingehend zu behandeln. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß die Bearbeitung der bis über 20 Meter hohen Felswände ausschließlich aus der Steinbruchtechnik zu erklären ist. Das gleiche beweisen die zahlreichen Schrotgräben und deren Reste, die in allen Teilen des Brunholdisstuhles von der Oberfläche bis zur Sohle festgestellt werden konnten. Auch alle im Steinbruchbetrieb benötigten Werkzeuge haben sich z. T. in größerer Anzahl vorgefunden. Daß es sich um einen Steinbruch der Römerzeit handelt, beweisen vor allem über 20 an den Felswänden und auf Quadern festgestellte römische Inschriften. Eine Inschrift stammt aus der Zeit des Kaisers Septimius Severus (193-211 n. Chr.), eine andere aus der Zeit Caracallas (211-217 n. Chr.) oder des Alexander Severus (222-235 n. Chr.). Eine Inschrift sagt uns, daß hier eine Vexillatio der 22. Legion arbeitete. Derartige Vexillationen begegnen uns auch anderweitig in Steinbrüchen, wie z. B. in den Kalksteinbrüchen zu Norroy bei Metz und in den Tuffsteinbrüchen im Brohltal. Als Betriebsleiter erscheint in einer Inschrift ein Magister. Das Vorkommen der Monatsnamen Februar, Mai und August läßt wohl darauf schließen, daß die Truppenabteilungen in Schichten von je einem Vierteljahr arbeiteten. Die

22. Legion begegnet uns in den Inschriften des Brunholdisstuhles nicht weniger als achtmal. Diese Legion lag mit kurzer Unterbrechung (etwa zwischen 70 und 90 n. Chr.) in Mainz, zuerst gemeinsam mit der 4. Legion, später allein. In der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit am Niederrhein lagen in Mainz die 1. und 14. Legion. Wertvolle Aufschlüsse für den Steinbruchbetrieb des Brunholdisstuhles hat die Untersuchung des Steinmaterials römischer Denkmäler in verschiedenen Museen, vor allem aber in Mainz ergeben. Die Untersuchung hat gezeigt, daß auch Abteilungen der 1. und 14. Legion zwischen 70 und 90 n. Chr. am Brunholdisstuhl tätig waren. Steinsärge aus dem Material des Brunholdisstuhles gehören der zweiten Hälfte des 3. oder der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. an. Der Steinbruchbetrieb am Brunholdisstuhl umfaßt somit eine Zeitspanne von 250-300 Jahren.

Vor Beginn der neuen Ausgrabungen am Brunholdisstuhl kannte man hier 8 Felszeichnungen, und zwar 3 Sonnenräder, davon zwei an Stäben, 4 Pferde, eines davon nur angefangen, und 1 menschliche Figur. Das erstmalig von mir in dieser Zeitschrift (1934, Heft 1/2, versehentlich verkehrt abgebildet) veröffentlichte symbolische Zeichen für den Winter war immer sichtbar, früher jedoch nicht beachtet worden. Endlich konnte Dipl.-Ing. A. Teuffel-Ludwigshafen zwei weitere vorher nicht beachtete Sonnenräder an Stäben in sehr primitiver Ausführung an den schon länger freiliegenden Felswänden feststellen. Die Zahl der Felszeichnungen ist durch die neuen Ausgrabungen auf über 30 angewachsen. Von Sonnenrädern wurde nur noch eines gefunden, das an einem Stab befestigt ist. Von 3 neugefundenen Pferden sind zwei in Relief und ein angefangenes in Umrißzeichnung ausgeführt. Eine erfreuliche Bereicherung haben die menschlichen Darstellungen erfahren. Von besonderer Bedeutung ist ein mit überschlagenen Beinen dargestellter Mann, der in jeder Hand einen Speer trägt. Es handelt sich hier offenbar um einen Speertänzer. Auch in einer anderen, teilweise in Relief, teilweise in Umrißzeichnung dargestellten Figur haben wir wohl einen Tänzer zu sehen. Eine andere Figur scheint eine kultische Handlung darzustellen, die jedoch nicht mit Sicherheit zu erklären ist. Eine weitere Figur ist so roh ausgeführt, daß eine Deutung nicht möglich ist. Zwei sehr roh gezeichnete menschliche Köpfe sind vielleicht als Karikatur zu erklären. In einem Falle handelt es sich nach der beigelegten Inschrift wohl um die Karikatur eines Arbeiters auf seinen Vorarbeiter. Ein dritter in Relief ausgeführter Kopf erinnert an einen Jupiterkopf. Abgesehen von den Pferden sind 4 weitere Tierfiguren gefunden worden. Die

Mehrzahl der Figuren ist so schlecht ausgeführt, daß eine sichere Bestimmung kaum möglich ist. Von größerem Interesse ist die Zeichnung eines Vogels im Kampfe mit einer Schlange. Das Winterzeichen, das bekanntlich auch in der einen Höhle der Externsteine vorkommt, hat sich am Brunholdisstuhl bei den Grabungen noch zweimal vorgefunden, einmal auf einer Felswand, das andere Mal auf einem Quader in Verbindung mit dem zweimal eingemeißelten Namen TITVS. Von weiteren symbolischen Zeichen wurde ferner ein roh eingemeißeltes Dreibein oder Triquetrum und ein Hakenkreuz angetroffen. Ferner wären drei phallische Darstellungen zu erwähnen. Endlich wurde ein Quader mit einer Sonnenuhr gefunden.

Die Felszeichnungen sind sehr verschieden nach der Art wie nach der Güte der Ausführung. Die meisten sind in Umrißlinien, einzelne auch in Relief ausgeführt. Manche Felszeichnungen sind so roh, daß eine Erklärung kaum möglich ist. Andern ist trotz ihrer einfachen Ausführung ein gewisser künstlerischer Wert nicht abzuspochen. Sie sind vollständig willkürlich über die Felswände zerstreut. Sie finden sich hoch oben, heute nach Freilegung der Felswände kaum mehr sichtbar, ebenso wie unmittelbar über der Sohle. Wir können hieraus schließen, daß sie nicht einem einheitlichen Willen ihre Entstehung verdanken, daß es sich vielmehr um Gelegenheitsarbeiten der Steinbrucharbeiter handelt. Diese haben die Zeichnungen eingemeißelt, wo sie gerade beschäftigt waren. Wir kennen zahlreiche Steinbrüche des Altertums mit römischen Inschriften, jedoch keinen mit einer so großen Zahl ähnlicher Felszeichnungen. Wir kennen hier fast nur offizielle Weihungen, wie eine solche an Jupiter den besten und größten und an den Schutzgeist des Kaisers Septimius Severus auch am Brunholdisstuhl festgestellt ist, oder Weihungen an den Schutzpatron der Steinbrüche, den Herkules Saxanus. Für das Vorkommen dieser Felszeichnungen am Brunholdisstuhl ist wohl nur eine Erklärung möglich, daß sie in Verbindung mit einer örtlichen Kultstätte standen. Die neuen Funde haben meine schon früher geäußerte Ansicht, daß diese Darstellungen nichts mit den römischen Kultanschauungen zu tun haben, sondern dem Kulte der einheimischen Bevölkerung zuzuschreiben sind, bestätigt. Sie als germanisch zu bezeichnen, sind wir um so mehr berechtigt, als die damaligen Bewohner der Gegend, nach dem übereinstimmenden Zeugnis der antiken Schriftsteller, Germanen vom Stamme der Nemeter und Vangionen waren. Ein abschließendes Urteil zu geben, ist heute, wo die Ausgrabungen noch nicht beendet sind, noch verfrüht.

Doch glaube ich, meine Auffassung, wie ich sie im Laufe der Ausgrabun-

gen gewonnen habe, hier schon äußern zu dürfen. Der unmittelbar vor der Heidenmauer an deren Ostspitze gelegene Brunholdisstuhl war vor der Anlegung des Steinbruches eine weit gegen die Rheinebene vorspringende Felsnase, von der aus eine gute Beobachtung der aufgehenden Sonne möglich war. Hier haben vielleicht schon die Kelten, in denen wir wohl die Erbauer der Heidenmauer zu sehen haben, und nach ihnen die Germanen der vorrömischen Zeit vor allem ihre Sonnwendfeste gefeiert. Wie sich die Römer gegenüber den Kulte[n] der unterworfenen Völker, soweit sie von diesen keine politischen Schwierigkeiten befürchteten, immer sehr duldsam zeigten, so dürfen wir auch annehmen, daß sie den am Brunholdisstuhl geübten Sonnenkult nicht verboten. Wir dürfen vielmehr annehmen, daß auch die im Steinbruch beschäftigten Legionssoldaten, die besonders in der Spätzeit zum großen Teil im Lande selbst ausgehoben wurden, an den Festen teilnahmen. In Erinnerung an das Erlebte mögen sie die Zeichnungen in die Wände des Brunholdisstuhles eingemeißelt haben. Wenn es sich demnach hier auch nicht um Kultdenkmäler handelt, so sind sie doch für die Kenntnis des Kultes unserer germanischen Vorfahren am Oberrhein von ganz besonderer Bedeutung, da wir von keiner anderen Stelle eine so große Anzahl von auf den Kult bezüglichen Darstellungen kennen.

In der Zeit, als die Felszeichnungen entstanden sind, waren die Bewohner der Umgebung nach dem übereinstimmenden Zeugnis der römischen Schriftsteller Germanen, und zwar Nemeter und Vangionen. Diese Germanen waren aber offensichtlich mit den vorher hier ansässigen Kelten verschmolzen und haben jedenfalls auch vieles von diesen angenommen. So wird es eine Hauptaufgabe sein, zu untersuchen, ob der Kult, als dessen Niederschlag wir die Felszeichnungen am Brunholdisstuhl finden, rein germanisch ist oder von den Kelten übernommen wurde oder endlich beiden Völkern gemeinschaftlich ist. Manches in den Felszeichnungen erinnert uns an das, was uns Tacitus über die Religion der Germanen berichtet. Unter den Felszeichnungen kommt besonders häufig das Pferd vor, das nach den Angaben des Tacitus im Kulte der Germanen eine besondere Rolle spielte. Bei allen Festen der Germanen wurden Schwerter- und Speertänze aufgeführt. In einer Darstellung haben wir, wie bereits gezeigt wurde, einen Speertänzer zu erkennen. Bei aller Roheit der Darstellung ist diese Zeichnung von größter Wichtigkeit, da wir etwas Ähnliches bisher nicht kannten. Nach Tacitus besaßen die Germanen keine Tempel und keine Götterbilder, sie verehrten ihre Götter in heiligen Wäldern und Hainen.

Leider nennt uns Tacitus nicht die germanischen Götternamen, sondern

setzt an ihre Stelle die Namen römischer Gottheiten. Wenn er als Hauptgötter der Germanen Merkur, Herkules und Mars nennt, so haben wir hier an Wodan, Donar und Ziu zu denken. Die Pferde am Brunholdisstuhl könnten auf Wodan, die Sonnenräder auf Donar hinweisen. In christlicher Zeit tritt an die Stelle Wodans gern der hl. Michael, an die Stelle Donars der hl. Petrus. Nun begegnen wir den Namen dieser beiden Heiligen auch in unmittelbarer Nähe des Brunholdisstuhles. Dieser samt Heidenmauer liegt auf einem Ausläufer des Peterskopfes, während östlich von ihm der Michelsberg liegt. Auf letzterem lag einst eine Michaelskapelle, die, nach unmittelbar bei ihr gefundenen fränkischen Plattengräbern, bis ins 7. Jahrhundert zurückreicht und einst ein vielbesuchter Wallfahrtsort war.

Schon 1917 habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß den Felszeichnungen des Brunholdisstuhles ein einheimischer Sonnenkult zugrunde liegt. In dieser Annahme bin ich durch das bisherige Ergebnis der Ausgrabungen nur bestärkt worden. Ich möchte vermuten, daß bei den Sonnenwendfeiern Aufzüge stattfanden, bei denen von den Teilnehmern Sonnenräder an Stäben getragen wurden, wie wir sie auf den Felswänden dargestellt finden. Aus ihnen dürften die Brezelstäbe hervorgegangen sein, wie sie heute noch von der Jugend der Gegend bei den Frühlingsfeiern getragen werden. Bei den Festen wurden Feuer abgebrannt. Mehrmals bei den Ausgrabungen im Steinbruchschutt gefundene Stellen mit schwarzer Erde dürften auf diese Feuer zurückzuführen sein. Pfarrer Lehmann berichtet uns, daß die Dürkheimer Jugend sich noch vor 100 Jahren am Brunholdisstuhl mit einem aus einem heidnischen Gebrauche herrührenden Freudenfeuer belustigte. Auf die Bedeutung der Pferde und auf die Waffentänze wurde bereits hingewiesen.

In Kürze möchte ich noch auf die Bedeutung der Heidenmauer eingehen. Schon frühzeitig gab es auch für sie zwei Erklärungsversuche. Die einen wollten in ihr eine Fliehburg der vorrömischen Zeit, die andern eine Kultanlage sehen. Um meine eigene Stellungnahme in dieser Frage klarzustellen, möchte ich darauf hinweisen, daß gegenüber der Heidenmauer auf dem Berge, der heute die Ruinen des Klosters Limburg trägt, sich gleichfalls eine Ringmauer befand, die jedenfalls in Beziehung zur Heidenmauer stand. Die ältesten Funde aus beiden Anlagen reichen in die gleiche Zeit zurück, nämlich in den Beginn der älteren Eisenzeit um 1000 v. Chr. Die ältesten, uns dem Namen nach bekannten Bewohner derselben waren demnach Kelten, die wohl im Laufe des 2. Jahrhunderts v. Chr. von Ger-

manen abgelöst wurden. In der Limburgbefestigung möchte ich nun den Sitz eines keltischen Fürsten sehen. Das überaus reiche, zwischen Dürkheim und Wachenheim gefundene Fürstengrab mit seinen kunstvollen Bronzen (u. a. etruskischer Dreifuß) und reichen Goldschmuck möchte ich in Verbindung mit diesem Fürstensitz bringen. An den Hängen und am Fuße des Berges lag die zugehörige Siedlung. In der Heidenmauer aber möchte ich die zugehörige Volksburg sehen, die in Zeiten der Gefahr die Bevölkerung der Gegend aufnahm. Für den Charakter der Anlage als Befestigung spricht vor allem der der Heidenmauer auf der Nordseite vorgelagerte künstliche Graben. Wenn auch die Funde innerhalb der Heidenmauer weit spärlicher sind als auf dem Limburg-Berge, so sprechen auch sie, vor allem die zahlreichen Mühlsteine dafür, daß die Heidenmauer ständig bewohnt war. Wenn ich auch annehme, daß die Heidenmauer als Fliehburg errichtet wurde, so schließt dies selbstverständlich nicht aus, daß hier unsere Vorfahren auch ihren Kult ausgeübt haben.



Altgermanische Kultstätten in Kurhessen

Von Georg Döhrrer, Weimar

In kaum einem anderen Gau haben die römisch orientierten fränkischen Herrscher mit ihren Vasallen, voran Karl der Franke und Ludwig der Frömmeler, altgermanische Kultstätten so gründlich zu beseitigen versucht, als im Gebiet des heutigen Kurhessen.

Vermutlich hing der Rattenstamm besonders hartnäckig am Althergebrachten und an der von den Vätern übernommenen Religion. Gleich den Sachsen haben die Ratten für ihre Treue schwer büßen müssen.

Geschichtliche Überlieferungen melden zwar nichts von einem Verden im Rattenland, aber bekannt ist die Tatsache, daß es Ratten waren, die nach der bekannten Schlacht am Süntel Karl dem Franken den Rückzug im Diemetal verwehrten, daß sie ihm derartige Schwierigkeiten bereiteten, daß er

mit einem kleinen Rest seines geschlagenen Heeres¹ im Innern des Odenberg Zuflucht suchen mußte. Seine Rache spürten die Ratten neben ihren sächsischen Brüdern sicherlich auch in Verden.

Wenn nach diesen Ereignissen noch altgermanische Kultstätten bestanden, so wurden sie nach diesem Blutsieg von Verden entweder in christliche umgewandelt oder aber vernichtet. Was der fränkische Karl nicht vollbrachte, vollendete sein Sohn Ludwig mehr als vollständig.

Dennoch lebt im Volke durch mündliche Überlieferung weiter, was einst war und was einseitige Geschichtschreiber absichtlich nicht aufzeichneten.

Wir wissen heute einwandfrei, daß Kurhessen das Heimatland der Ackerbau und Viehzucht treibenden Ratten war, ein Land, in dem reine germanische Weltanschauung zu Hause und dessen Bewohner „odalig“ waren.

Stark besiedelt war dies Land, und Zeugen dieser starken Besiedelung sind genügend vorhanden. Nicht uralte Siedlungen wollen wir anführen, sondern es gilt, in diesem Zusammenhang vier alte Kultstätten zu erwähnen, die gleiche Bedeutung hatten und daher auch auf die dichte Besiedelung schließen lassen.

Diese vier Kultstätten aber waren auch gleichmäßig eingerichtet.

Die bekannteste ist wohl die von Geismar bei Fritzlar. Hier stand eine gewaltige der Gottheit Donar geweihte Eiche. Sie wurde bekanntlich von Winfried (Bonifatius) umgehauen, und aus ihrem Holz entstand eine Kapelle auf dem Büraberge bei Fritzlar.

Dies Ereignis ist geschichtlich festgelegt. Nicht aber, daß die Eiche auf einem Thingplatz stand, in dessen Nähe sich eine heilige Quelle befand. Die Ratten wußten, daß diese Quelle Heilkraft besaß. Und sie besitzt sie heute noch! Sie gehört zu den weltberühmten und bekannten Wildunger Quellen und soll an Heilkraft alle übertreffen.

Es ist ganz klar, daß an einer so sichtbar von der Vorsehung bevorzugten Stelle die alten Ratten sich zu Diensten für die Gottheit einfanden.

Solche Feiern, an denen große Teile des Stammes teilnahmen, waren zugleich Thingversammlungen.

Pferde als die edelsten und heiligen Haustiere wurden bei solchen Anlässen der Gottheit zum Opfer dargebracht. Zu diesem Zwecke befanden sich an solchen Thingplätzen Gestüte, wie wir heute sagen. Der Name Wildungen deutet darauf hin. Mit Wild - Hirsch, Reh usw. - hat der Name nichts zu tun. Er ist vielleicht zurückzuführen auf die „wie wild lebenden

¹ Sage im Hessenland nach Volksüberlieferung

Rosse". Auch heute noch gibt es Gestüte, die ihre Tiere vollkommen frei, sagen wir „wild“, aufwachsen lassen.

Vermutlich hat der Ort Wildungen ursprünglich weiter nach Fritzlar - Geismar zu gelegen und in enger Verbindung mit dem Thingplatz gestanden.

Den zweiten Thingplatz gleicher Art finden wir in Gesundbrunnen bei Hofgeismar. Die Domäne Gesundbrunnen, von der man glaubte, sie sei aus einem säkularisierten Kloster entstanden, hat ihren Ursprung, wie die Domäne (Alt-)Wildungen, in einem altgermanischen Gestüt, das ja bis in unsere Zeit bestanden hat. Dieses Gestüt Beberbeck war weit bekannt wegen seiner gesunden und äußerst widerstandsfähigen Pferde. Es hat sich über die Bekehrungszeit hinübergerettet und erzählt uns mit dem Gesundbrunnen - einer ebenfalls ehemals heiligen Quelle - von altgermanischer Weltanschauung.

Der Gesundbrunnen war, wie sein Name sagt, noch vor nicht allzulanger Zeit eine Kur- und Erholungsstätte für Kranke.

Betrachten wir weiter die dritte germanische Kultstätte, auf der die Kirche aufbauend eine ebensolche errichtete, die noch heute in Blüte steht.

Der Hülfensberg oder auch Gehülfensberg im südlichen Eichsfeld bei Eschwege war eine Kult- und Thingstätte. Man darf als erwiesen annehmen, daß der Name nicht auf die Helfer oder Gehülfen Christi deutet, sondern auf die heiligen Wölfe Odins, Heri und Freki.

Aus Wulfensberg ward vermutlich Hülfensberg.

Nicht allzu weit entspringt der zwar nicht heilkräftige aber starke Wolfsbrunnen, nach dem das Schloß derer von Reudell den Namen Wolfsbrunnen führt.

Der Hülfensberg ist heute die Wallfahrtsstätte des streng katholischen Eichsfeldes, und noch heute werden dort Pferde gehalten, die vollkommen frei aufwachsen und gleichsam als geheiligte Tiere gelten.

Auch in der Nähe des Hülfensberges liegt ein Ort Geismar. Die Endung mar deutet auf Pferd, Rosß = Mähre.

Wie bei Geismar und Gesundbrunnen - Hof=geismar - finden wir auch hier als Beweis für die Behauptung, altgermanische Kultstätten gefunden zu haben, dreierlei:

Die katholischen Missionare bauten gern, ja mit Absicht, ihre Pflanzstätten kirchlichen Lebens dort auf, wo altgermanische Kultstätten sich befanden.

An allen drei Stätten finden wir Quellen besonderer Art und wissen,

x - Hülfensberg - Hülfensberg



Abb. 9. Pferd



Abb. 10. Stab mit Sonnenrad

14



Abb. 11. Dreibein (Triquetrum)

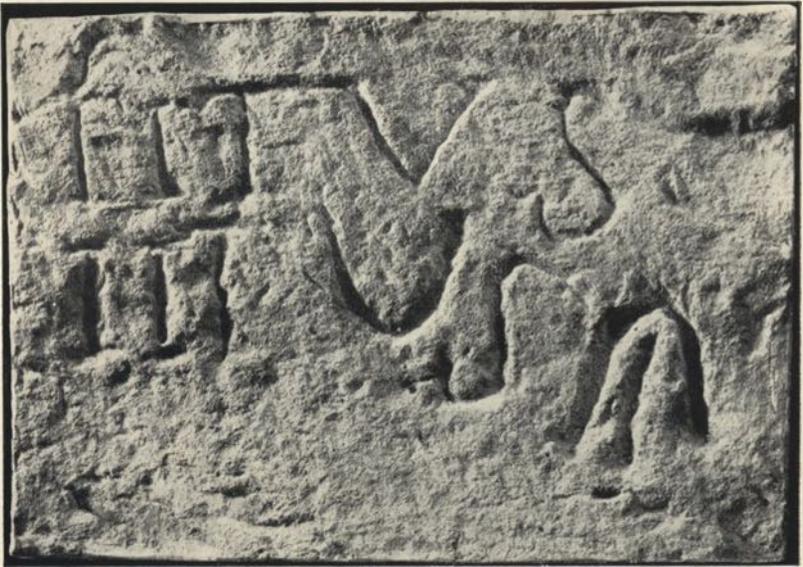


Abb. 12. Römische Inschrift, daneben Winterzeichen

daß unsere Vorfahren ihren gottesdienstlichen Handlungen gern an heiligen Quellen nachkamen.

Zu diesen Gottesdiensten benötigten sie die „heiligen Pferde“, die sowohl in Geismar (Wildungen), als auch in Gesundbrunnen Hofgeismar (Beberbeck) und am Hülfensberg (Geismar) in nächster Nähe für diese Zwecke gehalten wurden.

Eine ganz bedeutende Kultstätte, die vierte dieser Art, scheint Hersfeld gewesen zu sein, am südwestlichen Ausgang der von Römern und Missionaren gleich gefürchteten und bekannten Buchonia gelegen.

Es kann zwar vorläufig nicht nachgewiesen werden, daß ein Gestüt vorhanden war, mit um so größerer Wahrscheinlichkeit aber erkennen wir die Kult- und Thingstätte an der dort vorhandenen stark heilkräftigen Quelle (Lullusquelle). Schon vor vielen hundert Jahren suchten hier Kranke Heilung. Der uralte Lindenbrunnengang erinnert hieran.

Warum sollten die alten Katten auch nicht an solcher Stätte Gottesdienst und Thing halten? Gerade hier fühlten sie sich ihrer Gottheit nahe und verbunden.

Dies wohl wissend und erwähnend, gründete Lullus, ein guter Schüler des Bonifatius, das Kloster Hersfeld (Herolfisfeld).

Allein es genügte diese Gründung nicht. Auf den drei Berghöhen, die den Talkessel von Hersfeld umgeben, entstanden ebenfalls Klöster. Hier haben sicher Opferstätten für verschiedene Gottheiten gestanden.

Sicher haben wir in Kurhessen noch mehr altgermanische Kultstätten, die vollkommen in Vergessenheit geraten sind. Wichtig aber ist, daß wir wissen, unsere Ahnen waren keine auf niedriger Kulturstufe stehenden Nomaden, sondern ein sekhafes Kulturvolk, eingeteilt in verschieden starke und engverwandte Stämme.

Die Vorfahren der Hessen, die Katten, waren ganz besonders sekhafte, mit zäher Energie an ihrer Heimat hängende Menschen, und diese Eigenschaft hat sich bis zum heutigen Tage erhalten.

Wie andere deutsche Stämme haben auch wir Hessen eine eigne stolze Vergangenheit und Geschichte!

Götterdämmerung ist Zeitenwende. - . . . Götterdämmerung des deutschen Menschen war niemals je ein Enden in dem Nichts. Die alte Welt muß immer nur versinken, daß sich ein neuer Himmel wölben kann! Und aus den Trümmern morschgewordener Werte bricht sieghaft vor der Jubel eines neuen Tages.

B. von Selchow

Stellinga, der letzte altgermanische Freiheitskampf auf deutschem Boden

Von Dr. H. Banniza v. Bazan

Wir wissen heute, daß der große sächsische Freiheitskampf gegen den Frankenkönig Karl einen so tragischen Verlauf nahm, weil das sächsische Volk selbst in den entscheidenden Jahren unter sich uneins war. Während die Frilinge, die Gemeinfreien, und die Lassen, die Halbfreien, zäh an der Väterart festhielten, zeigten sich viele andere von den Edelingen den westlichen Kultureinflüssen zugänglich. Sie verstanden sich schnell mit dem fränkischen Adel, der sich nun schon seit Jahrhunderten in die von Rom her bestimmte christliche Welt eingefügt hatte. So war es möglich, daß Karl im eroberten Sachsen sächsische Edlinge als Gaugrafen einsetzen konnte. Er brauchte diese Maßnahmen auch nicht zu bereuen, denn diese selbst sorgten dafür, daß die aufständischen Sachsen dem Frankenkönig in die Hände geliefert wurden. Sie rückten nachdrücklich von Widukind ab und bezeichneten ihn vor Karl als den Urheber des „Verbrechens“. So konnte es geschehen, daß bei Verden 4500 Sachsen niedergemetzelt wurden. Das verzweifelte Ringen der nächsten zwanzig Jahre schien endgültig der fränkischen Partei die Oberhand zu geben. Sachsen war im letzten Jahrzehnt der Regierungszeit Karls ein festeingefügter Teil des fränkisch-christlichen Abendlandes.

Wenig bekannt ist, daß damit keineswegs das sächsische Land zur Ruhe gekommen war. Noch einmal sollte es zu einer großen Erhebung des sächsischen Volkes kommen. Freilich vergingen fast dreißig Jahre, also der Zeitraum einer Geschlechterfolge, seit Karls Tode, als die geschichtliche Stunde für die sächsischen Freiheitskämpfer noch einmal gekommen schien. Zu dieser Zeit, es war im Jahre 841, mögen noch etliche der alten Mitkämpfer Widukinds gelebt haben, die es verstanden hatten, dem inzwischen heran-gewachsenen jungen Geschlecht den Kampfgeist und die unbändige Liebe zur Freiheit einzuprägen. Wußten doch die Träger dieses Kampfes, die Männer zwischen zwanzig und vierzig Jahren, von den Ruhmestaten der Väter, den Schlachten an der Hase und am Süntelberge, nur vom Hörensagen.

Solange der Druck des fränkischen Weltreiches mit voller Wucht auf dem Sachsenlande lastete, konnte es niemand wagen, an den Ketten zu rütteln. Zu eng war das Netz der Kirchen- und Grafschaftsverfassung über das Gebiet gezogen. Allzu wirksam erwies sich die Tatsache, daß Söhne besten sächsischen Blutes von früh auf in die westliche Welt aufgenommen

waren, so daß sie nun vor ihren eigenen Landsleuten als weltliche und geistliche Zwingherren die fränkische Herrschaft vertraten. Viel bedeutet es, wenn ein Sänger sächsischen Bluts, der bisher die alten heidnischen Heldenlieder vorgetragen haben mochte, sich nun dazu bereitfand, in demselben Stil die Christusgeschichte, den „Heliand“ seinen Landsleuten zu bringen. Er hat mit diesem geschickten, der nordischen Art angepaßten Werk geistig dem christlichen Westen in der Seele seines Volkes Eingang verschafft.

Da dämmerte noch einmal der Tag der Freiheit. Erbittert kämpften die Enkel Karls um die Herrschaft. Lothar, der Älteste, hatte gegen seine Brüder trotz tapferer Gegenwehr eine Schlacht verloren. Er fürchtete um Krone und Leben. Da griff er zu einem verzweifelten Mittel, um seinem gefährlichsten Widersacher, seinem Bruder Ludwig, der „Der Deutsche“ genannt wurde, einen tödlichen Schlag zu versetzen. Er wußte, daß die Mehrzahl des sächsischen Volkes, die Frilinge und die Lassen, die beiden unteren Stände, nur auf ein Zeichen warteten, um die drückende Herrschaft der Franken und der mit ihnen verbündeten sächsischen Edeling abzuschütteln. - Der sächsische Adel war gespalten in zwei Gruppen, von denen die eine Lothar, die andere Ludwig zuneigte. In seiner äußersten Not sandte Lothar zu den Sachsen und versprach ihnen als Lohn für ihren Kampf gegen seinen Gegner Ludwig, daß sie die alten Volksrechte, die sie zur Zeit, da sie die heidnischen Götter verehrten, innehatten, wiedererlangen sollten. Die Antwort an Lothar war eine gewaltige Volkserhebung. Die Aufständischen gaben sich einen neuen Namen und nannten sich *S t e l l i n g a*. Ihre erste Tat war die Vertreibung der „Herren“. Der klösterliche Chronist der Fantener Annalen schreibt, daß in diesem Jahre die Macht der Sklaven den Herren über den Kopf gewachsen war. Verhängnisvoll erwies sich schon hier die lateinische Wortsetzung *servus—dominus = Sklave-Herr*.

Derselbe Chronist sagt ausdrücklich, daß die Edeling des Sachsenlandes von ihren eigenen Leuten sehr betrübt und gedemütigt worden seien. Es ist beachtlich, daß in diesem Aufruhr nicht nur die fränkische Staatsordnung angegriffen wurde, sondern daß auch der weltanschauliche Hintergrund wieder sichtbar wurde. Ausdrücklich heißt es von den sächsischen Freiheitskämpfern, daß sie lieber den heidnischen Gottesdienst aufnehmen wollten, als den Sakramenten des christlichen Glaubens die Treue halten. Beinahe, so wird berichtet, wäre es wieder zu einem Abfall vom Christentum gekommen. Aber bevor die Bewegung zur völligen inneren Klärung gelangen konnte, hatte die große Politik bereits gegen sie entschieden.

Lothar kam mit all seinen verzweifelten Maßnahmen nicht zum Ziele. So entschloß er sich denn zu Verhandlungen über eine Teilung des Reiches mit den Brüdern.

Im ostrheinischen Gebiete mußte er Ludwig, dem „Deutschen“, freie Hand lassen. Der hatte auch nichts Eiligeres zu tun, als der gefährlichen sächsischen Bewegung mit allen Mitteln entgegenzuwirken. Mit Heeresmacht durchzog er ganz Sachsen und verfuhr wie sein Großvater Karl im Kampf gegen Widukind.

„Mit Gewalt und Schrecken“, wie der Chronist berichtet, trat er den Aufstand aus. Vor allem hatte er es auf die Führer der Frilinge und Lasse abgesehen. Sie ließ er ergreifen: 140 wurden geköpft, 14 gehenkt, unzählige verstümmelt. „Keinen, der ihm bis dahin Widerstand leistete, ließ er aus“, berichtet nüchtern die Quelle. „Ruhmvoll unterdrückte er sie in einem gesetzlichen Blutbad.“ (Nithard IV, 4.)

Das von Ludwig gesetzte fremde Recht triumphierte, wie so oft in der deutschen Geschichte, über das Lebensrecht des Volkes. Ein nochmaliger verzweifelter Aufstand im Winter desselben Jahres führte zu einer Schlacht, die mit einem furchtbaren Gemetzel unter den Sachsen endete. Die „Autorität“ des Königs, die in der christlichen Welt festverankerte Herrscherstellung, siegte über die völkischen Empörer. Die Toten dieses letzten alt-sächsischen Freiheitskrieges weisen zurück zu den Mannen Widukinds und weisen vorwärts zu den Stedingern, die ebenso wie die Stellinga für Bauernfreiheit und Volksrechte kämpften, und zu den hunderttausend Toten der Bauernkriege.





Fund- und Forschungsberichte

Erstattet von Dr. F. Ost

I. Altsteinzeit

Wohl das wichtigste Datum der europäischen Vorgeschichte ist das der letzten Eiszeit, der sogenannten Würmeiszeit. Damals hat der Mensch bereits in Europa an den Rändern des Eises gelebt. Wenn es gelingt, diese Eiszeit zeitlich festzulegen, hat man auch einen Angelpunkt, um das Alter des europäischen Menschen zu bestimmen und von da aus auch die Steinzeit in die Aufeinanderfolge der Jahrtausende einzuordnen. Skandinavische Geologen haben nunmehr die Ränder des Gletschersees von Ragunda sorgfältig untersucht und dabei die Zahl der aufeinanderfolgenden sommerlichen und winterlichen Gletscherablagerungen gezählt. An diesem Kalender der Moränen von Ragunda konnte Gerald von Geer 12 000 Jahreschichtungen ablesen. Damit hat er das Datum der jüngsten Eiszeit auf 10 000 Jahre v. Chr. festgelegt und damit auch gleichzeitig die Altsteinzeit Europas bestimmt, der, mit dem Abschmelzen des Eises immer weiter nach Norden vordringend, die Kultur der mittleren Steinzeit (7000-3500 v. Chr.) folgte, in der sich die nordische Rasse bildete.

Eine Frage, die noch nicht eindeutig gelöst werden konnte, ist, ob die altsteinzeitlichen Funde in Asien und Afrika mit denen in Europa gleichzeitig zu datieren sind. Ihre Beantwortung hängt in hohem Maße von der geologischen Frage ab, ob es einheitliche Eiszeiten für die Erde gegeben hat, ob die Eiszeiten über die Erde gewandert sind, vielleicht im Zusammenhang mit Polverlagerungen und Schwankungen der Erdachse, oder ob die Eiszeiten nur eine Erscheinung auf der nördlichen Halbkugel waren. Das Hauptinteresse der anthropologischen Forschung wendet sich den neueren Skelettfunden in Ostafrika zu, die von verschiedenen Vertretern der Rassenkunde und Vorgeschichte für außerordentlich alt gehalten werden. Hier muß die Geologie ihr letztes Wort noch sprechen. Jedenfalls ist es interessant, daß diese ostafrikanischen Skelettreste dem „homo sapiens fossilis“ der ausgehenden Altsteinzeit Europas rassistisch verhältnismäßig nahe stehen. Dieser letztere Mensch ist uns kein Unbekannter mehr. Er hatte - im Gegensatz zum Neandertalmenschen - eine verhältnismäßig hohe Kultur und eine weitausgebildete Kunst, die wir noch heute in seinen Höhlenzeichnungen,

Felsmalereien und Kleinkunstwerken aus Knochen und Geweihen bewundern.

Je tiefer wir in die Geheimnisse eindringen, die die Wiege des Menschengeschlechtes umgeben, desto mehr Rätsel tauchen vor uns auf, Rätsel der Zeit und Rätsel des Raumes, die von Europa über Asien und die Beringstraße bis zu den altindianischen Kulturen Amerikas führen. Nur das eine ergibt sich immer wieder: Wo wir auf älteste Spuren des Menschen stoßen, finden wir mit ihm wesentlich verbunden eine kulturelle Gestaltung der Dinge, also eine geistige Haltung.

Köln. N.-Ztg.

*

Aber die Ausgrabungen in der **Isenhöhle** unter Burg Ranis im Höhlengebiet des alten thüringischen Orlagaues, der während der Eiszeit eisfrei geblieben ist, berichtet in „Forschungen und Fortschritte“ Dr. W. Wüst, Halle:

Durch diese Grabungen ist zum ersten Male auch für die Altsteinzeit eine klare zeitliche und kulturelle Einteilung und Einordnung möglich geworden.

Die fast 10 m mächtigen Ablagerungen der Isenhöhle, einer tiefen Spaltenhöhle, spiegeln deutlich die klimatischen Vorgänge des Diluviums wider. Unter einer etwa 3 m mächtigen Deckenschicht, die größtenteils aus mittelalterlichem Bauschutt besteht und nur in den untersten 0,50 m auch vorgeschichtliche Scherben insbesondere der Latène- und der Bronzezeit enthält, finden wir eine dünne, graue Schicht, die sich deutlich von der dunklen Deckenschicht abhebt und stellenweise auch durch eine dünne Sinterdecke von ihr geschieden war. Darunter liegt eine sogenannte Nagetierschicht, die fast ausschließlich aus den unzähligen Knöchelchen von Nagetieren und kleinen Vögeln besteht und besonders an den Rändern, wahrscheinlich durch Verwutschung, bis zu fast 2 m Mächtigkeit angereichert ist. Besonders wichtig ist darin eine Reihe von Vertretern einer arktischen Steppenfauna wie Fiesel, Lemming und Hermelin. Das Liegende dieser Nagetierschichten bildet überall eine gelbe Dolomitsandschicht, die mit großen Einsturzblöcken durchsetzt ist und durchweg 2,50 m mächtig ist. Auch diese Schicht ist offenbar eine Bildung der letzten Eiszeit. Mit einer deutlichen Übergangszone geht diese gelbe Schicht nach unten in eine schokoladebraune, lehmhaltige Schicht über, die bis zu 3 m mächtig ist. Auch in ihr sind gewaltige Absturzböcke; in ihrem oberen Drittel ist die riesige Decke der großen Höhle eingestürzt, wie sich aus dem Profil einwandfrei ergab.

In dieses klare Profil, das sowohl in der südlichen Spalte als auch unter der eingebrochenen Decke der großen Höhle und auf dem Vorplatz vor der Höhle in gleicher Weise nachgewiesen werden konnte, ordnen sich fünf verschiedene Kulturschichten.

Die jüngste altsteinzeitliche Schicht liegt in der grauen Schicht über der sogenannten Nagetierschicht. Eine Anzahl Feuersteinwerkzeuge, wenige Kno-

chengeräte und eine Kette aus durchbohrten Tierzähnen (Eber, Hirsch, Fuchs) sowie eine Feuerstelle beweisen die Anwesenheit des Menschen. Man kann diese Funde am ehesten dem Spätmagdalénien (25-20 000) einreihen. - Auch die gelbe Schicht hat zweifellos Beweise für die Anwesenheit des Menschen ergeben. An ihrer Oberkante fand sich der einzige menschliche Rest: der Unterkiefer eines Kleinkindes in tadelloser Erhaltung. Neben Feuersteinwerkzeugen sind zer Schlagene Knochen, Geweihe und Gehörne von Renntier, Pferd, Moschusochse, Bos u. a. (zweifellos Jagdbeute des Menschen) in ziemlicher Menge vorhanden. Nach den Gerätetypen dürfte Aurignacien (50-35 000) oder höchstens ein Altmagdalénien in dieser Schicht vertreten sein.

Die eigentlich große Besiedelung der Ilsehöhle ist erst in der dunkelbraunen Schicht nachweisbar, und zwar lassen sich hier deutlich drei Schichten trennen.

Die jüngste Schicht dieser zwischeneiszeitlichen Ablagerung ist gekennzeichnet durch eine mehrere Zentimeter dicke, schwarze Kulturschicht mit fein verteilter Holzkohle, die besonders am Höhlenplatz viele Funde geliefert hat. Sie reicht nach oben bis zu dem großen Deckeneinsturz der Haupthöhle, mit dem sie abschließt. Eine große Anzahl außerordentlich gut gearbeiteter Feuersteingeräte, besonders schöne Spitzen vom Ehringsdorfer Typ, Handspitzen und Schaber fallen neben vielem anderen besonders auf. Es fehlt gänzlich der Stichel; aber auch die Art der Retusche, eine besondere Steilretusche mit Neigung zur Flächenretusche, zeigt deutlich, daß wir hier kein Aurignacien, sondern eine ältere Klingenkultur vom Typus Ehringsdorf vor uns haben. Knochengерäte sind selten, fein gearbeitete Knochnadeln sind besonders erwähnenswert.

Unter dieser ersten Schicht liegt eine zweite Kulturschicht, die ganz besonders reich an Funden war: sogenannte Glockenschaber aus Röhrenknochen von Rhinoceros und Höhlenbär, allerlei Spitzen und Fellbearbeitungsgerät aus Knochen und Hirschgeweih, zurechtgeschlagene Unterkiefer des Höhlenbären (Hacken?), dazu eine Unmenge von Reißzähnen des Höhlenbären, z. T. ebenfalls mit Bearbeitungsspuren. Das Hauptjagdtier war der Höhlenbär, von dem sich auch am Eingang der Südhöhle drei Schädel fanden, daneben Hirsch und Nashorn - und zwar das wollhaarige und das Merck'sche - sowie Höhlenhyäne und Pferd. Zweifellos hat diese Kultur enge Beziehung zu der von Menghin aufgestellten protolithischen Knochenkultur, deren nächste Fundorte die Lindenthaler Hyänenhöhle in Gera, der Giebelstein bei Kleinkamsdorf, Velden bei Nürnberg und Plauen sind. Aber wir haben auch Steinwerkzeuge gefunden, die uns beweisen, daß es sich nicht um eine reine Knochenkultur handelt. Neben Quarz- und Quarzgeräten kommen wahre Meisterwerke altsteinzeitlicher Steinbearbeitungs-

kunst zum Vorschein: Dünnschlache, regelmäßig gearbeitete weidenblattförmige Spitzen, dreieckige Handspitzen und flache Schaber. Man wird an die schönsten Stücke des Solutréen erinnert; doch verbietet die stratigraphische Lage unter allen Umständen eine Einordnung in das Solutréen des französischen Schemas. Am nächsten scheinen diesen Steingeräten die von Obermaier beschriebenen Funde aus der Klausennische bei Neuessing zu kommen, die er s. Zt. in den Kreis der jüngeren Acheulstufe gestellt hat. Wenn auch Beziehungen zu dem französischen Acheuléen nicht ganz zu leugnen sind, so kann man doch bei dem Fehlen von Faustkeilen und dem Überwiegen der Knochengeräte nicht von einem Acheuléen sprechen; es macht sich vielmehr die Sonderentwicklung dieses Gebietes deutlich bemerkbar. Es erscheint daher gerechtfertigt, für diese Kultur eine neue Bezeichnung einzuführen.

Die unterste Fundschicht, die dicht über dem Zechsteinschutt liegt, zeichnet sich durch auffallend kleine Knochengeräte, Quarz- und Quarzitzeräte und ganz wenig Feuersteingeräte aus. Mangels ausgeprägter Typen ist es schwer, sie vorläufig mit anderen altsteinzeitlichen Kulturen zu vergleichen.

II. Jungsteinzeit

Bei einer Grabung in einer steinzeitlichen Siedlung bei Näherrmemmingen (Bayr. Bezirksamt Nördlingen), die der Spiral-Mäanderkultur der zweiten Hälfte des dritten Jahrtausends v. Chr. angehört, fand man neben starken Siedlungsspuren, einer großen Anzahl von Gefäßen, Steinbeilen, Hornsteinwerkzeugen usw. auch zwei Tonscherben, die von einer kohligen, fettig-glänzenden Masse bedeckt waren. Prof. Dr. Größ, Berlin, untersuchte diese Reste und bestimmte sie als die Reste eines Bierbrotes, dessen Herstellung man sich wohl so ähnlich zu denken hat, wie sie auf altägyptischen Reliefs dargestellt ist: Das Getreide wurde zuerst angefeuchtet, dann Hefe in den Teig gemengt, dieser in rohe Stücke geformt und leicht angebacken. Dann wurden die Brote in Stücke zerbrochen, man goß Wasser hinzu und ließ sie einige Tage gären. Die gegorene Masse wurde dann in ein Korbsieb gefüllt und dieses auf einen Tontopf gelegt, in den man die mit den Händen geknetete Substanz hineintropfen ließ. Aus der Jungsteinzeit ist die Auffindung solcher Reste, die auf eine Bierbereitung hindeuten, neu. Prof. Größ hatte ähnliche Reste bisher nur in einem germanischen Wisenttrinkhorn des ersten Jahrhunderts n. Chr. aus einem Fund von Shudstarp (Kreis Hadersleben) festgestellt. Die Bierbereitung ist bei unseren Ahnen demnach schon sehr frühzeitig geübt worden.

*

In einer von „Kraft durch Freude“ veranstalteten Vortragsreihe über Afrische Weltanschauung sprach Universitätsprofessor Dr. W. Wüß über

Land und Leute von Kafiristan. Bei den 36 000 Bewohnern Kafiristans, einer 9800 Quadratkilometer großen Provinz Afghanistan, handelt es sich nach den Befunden und wissenschaftlich-geschichtlichen Überlegungen um ein indogermanisches Volk, dessen Kultur noch Züge des zweiten Jahrtausends vor Beginn unserer Zeitrechnung trägt, dessen Überlieferung also in den frühest erreichbaren Zeitraum indogermanischer Geschichte zurückgreift.

Die erste genaue Kunde von den Kafirs (arabisch), den „Ungläubigen“ - Hinweise auf sie hat man jetzt nachträglich in der Beschreibung der Feldzüge Alexanders des Großen und des Mongolenherrschers Dschingis Khan entdeckt - stammt von englischen Militärs, die das Land aus strategischen Gründen bereisten und zum Glück auch beschrieben (Robertson, *The Kafirs of the Hindukush*, London 1896), denn wenige Jahre später (1893) wurden die indogermanischen Kafirs, deren Ähnlichkeit mit den Engländern den umwohnenden Völkerschaften auffiel, von den Engländern den semitischen Afghanen ausgeliefert, die alsbald gegen die Kafirs mit Feuer und Schwert Glaubenskrieg führten und furchtbar unter der Bevölkerung hausten. So wurden z. B. 20 000 Kinder getötet. Weitere Nachrichten stammen von zwei Deutschen (Seydack und Voigt), die bei Aman Allahs Reformbestrebungen ins Land gerufen wurden, und von einem schwedischen Forscher.

Das Land der Kafirs ist das Land einer „Rückzugskultur“. Bis zu 5000 Meter aufsteigende Berge, wasserreiche Täler, dunkle Wälder. Eine recht indogermanische Landschaft. Tierwelt und Pflanzenwelt erinnern weitgehend an unsere heimischen. Alpenrose und Edelweiß kommen vor. Die Familien sind zu Sippen und Stämmen zusammengeschlossen, an deren Spitze Älteste stehen. Ackerbau und Viehzucht (Almwirtschaft) wird mit größter Sorgfalt betrieben. Genußpflanzenbau gibt es im Gegensatz zu den umwohnenden Semiten keinen. Was die materielle Kultur anlangt, so erinnern die Dolche an die Hallstattzeit. Kochsteine, wie wir sie von den Pfahlbautenbewohnern kennen, sind noch in Verwendung. Der Menschenschlag ist hochwüchsig, blond, blauäugig mit ovalem Gesicht, muskulös, kleiner Mund, kleine Hüfte, weiße Haut. Der seelische Befund weist große Heimatliebe, Freiheitsliebe, kriegerische Gesinnung, Ruhe, Würde, Fleiß, Klugheit, Tier- und Kinderliebe, Gastfreundschaft und Fehlen jeglichen Händlergeistes auf.

Schriftsprache und Literatur sind nicht vorhanden. Die Sprache ist hochaltertümlich und ihre Ausbildung noch vor der Zeit der Entstehung des Weda anzusetzen. Mannigfache Anklänge an das Deutsche sind vorhanden. Auch der Hausbau ist hochaltertümlich. Die Religion ist ein Polytheismus mit durchscheinendem Eingottglauben (Göttervater) und weist ebenfalls auf älteste indogermanische Vorstellung zurück.

Im Paderborner Verein für Geschichte und Altertumskunde sprach Dr. Stieren über seine großen Ausgrabungen bei Deiringsen-Ruploh in Westfalen, wo man nunmehr nach langem Suchen die Umrisse eines Wohngebäudes der jüngeren Steinzeit - 15 m Länge und 6 m Breite - lesen und dies Gebäude erstmalig in seiner ursprünglichen Form wiederherstellen konnte. Dem bisher immer angenommenen „großen“ Siedlungsgebiet am Teutoburger Wald stellte er den viel umfangreicheren Siedlungsraum bei Büren-Borchen gegenüber. Bemerkenswert waren auch die Ausführungen über die außerordentlich wichtigen Funde im Siegerländer Gebiet, wo man allein 45 Schmelzöfen als Reste einer uralten Eisenindustrie an den alten Eisenstraßen entdeckte, die durch die günstige Lage und Verschüttungen außerordentlich gut erhalten blieben. Dr. Stieren glaubte behaupten zu dürfen, daß nach diesen Funden hier das wohl größte Verhüttungszentrum Deutschlands war, das einen gewaltigen Faktor in unserer Geschichte darstellte.

Zum Schluß gab Dr. Stieren der Vermutung Ausdruck, daß um die Zeit 500 n. Chr. noch keine Sachsen im Paderborner Gebiet gesessen haben, sondern diese erst etwa gegen 700 in dies den Brukerern vornehmlich gehörende Gebiet eingedrungen seien. Wenn sich diese Vermutung bewahrheiten sollte, würde wohl die gesamte Geschichtsforschung in bezug auf das umstrittene achte Jahrhundert von anderen Voraussetzungen ausgehen müssen.

III. Bronzezeit

In einer Sitzung der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel sprach Herr Versu, Frankfurt, erster Direktor der Römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, über die seit Anfang Juli bis Ende September auf dem Horn über Wittnau im Frichtal getätigten wichtigen Ausgrabungen.

Auf dem Bergrücken des Horns befindet sich die Gesamtanlage, die eine Siedelung samt Befestigung darstellt und technisch als sogenannte Abschnittsbefestigung bezeichnet wird. Sie setzt sich zusammen aus einer Hauptburg, einem daran geschlossenen Hauptwall, einer folgenden Vorburg und endlich einem Endwall. Funde stammen aus der Steinzeit, der jüngeren Bronzezeit (rd. 1000 v. Chr.), der Hallstattperiode (rd. 800), der Römerzeit (hier rd. 260-300).

Wie sich herausstellte, war das Gelände zur Steinzeit nicht besiedelt. Es handelt sich bei den steinzeitlichen Gegenständen um verschleppte Gegenstände. Die Hauptsiedlung ist aus der jüngeren Bronzezeit. Eine Reihe von Häusern mit Wehrgängen umschloß die Hauptburg. Interessant und neu ist jedenfalls die Tatsache, daß die Siedlung die erste bekannte ist, die nach einem festen Plan gebaut ist. Nach den Berechnungen des Vortragenden dürften rund 360 bis 400 Bewohner in dieser Siedlung gehaust haben.

Der anschließende Hauptwall stellt kein natürliches Bollwerk dar, sondern einen künstlichen Wall, der mit Lagen aus Holz, Lehm, Steinwerk gebaut und etwa 9 m hoch war. Nach außen wies er eine schräge Böschung auf. Bei einer Kampfhandlung muß der Hügel in Flammen aufgegangen sein, wobei die Ruine allmählich noch mehr zerfiel. Es ist dabei wahrscheinlich, daß die Siedlung samt der Befestigung durch die nachfolgenden Hallstattleute vernichtet wurde. Diese gingen nun daran, eine neue Befestigung aufzubauen, dürften indessen das Gelände nicht durchgehend besiedelt haben, ja wohl überhaupt nicht einmal mit der Befestigungsanlage fertig geworden sein.

Aus der Hallstattperiode stammt der kleinere Wall. Die Mauer war 3 m breit, 4 m hoch, auch jetzt wurden Gräben angelegt. Daß die Befestigung nicht fertig wurde, zeigen namentlich die Grabungen am Südhang.

Die römische Periode, die oberste, zeigt ein schlecht und flüchtig gearbeitetes Mauerwerk. Die Mauer führte den Hang hinunter und besaß unten zwei Türme, wovon einen als Torturm. Offenbar war in aller Eile gebaut worden, mit schlechten Fundamenten. Feste Bauten wurden von den Römern im Innern nicht aufgeführt. Man fand verstreut rd. 100 Münzen, die die römische Siedlung annähernd zeitlich datieren lassen. Die Befestigung durch die Römer ist danach in die Zeit von rd. 260-300 zu setzen, also in die Zeit des Limesfalles. Sie stellt die erste solche Befestigung aus dieser Zeit in der Schweiz dar. Nur als Fluchtburg dürfte sie Verwendung gefunden haben.

IV. Eisenzeit

Um Christi Geburt lebten im Elb-Saalegebiet bis zum Ostharz die Sweben, deren westliche Völkergrenze bisher auf die Selke-Bode-Linie festgelegt wurde, bewiesen durch Funde in **Meisdorf** und **Quedlinburg**. Ein jetzt wissenschaftlich ausgewerteter Fund, über den der „Anhalter Kurier“ jetzt berichtet, der zur Weihnachtszeit bei Blankenburg aufgeschlossen wurde, verschiebt die Grenze zwischen Sweben und Cheruskern ganz wesentlich westlich bis in das Regensteingebiet bei Blankenburg. Der dort jetzt aufgedeckte Urnenfriedhof aus der Zeit um Christi Geburt brachte außerdem eine ganz wesentliche Dervollkommnung des Bildes der altgermanischen Zeit unserer Heimat. In einem 0,50 m weiten Bronzekessel mit eiserner Randfassung und zwei eisernen Tragringen fand man außer der Asche des Toten die vollkommene Kriegsausrüstung eines germanischen Edlen: das zusammengebogene zweischneidige Schwert mit Teilen der Schwertscheide, Scheidebeschlagstücke, Wehrgehänge, eine schmale Lanzenspitze und einen großen Schildbuckel. Alle Waffen sind aus Eisen. Der Bronzekessel ist voller Beweis dafür, daß die Germanen tüchtige Bronzegießer waren,

aber nicht nur Handwerker und Meister, sondern große Künstler. Das Erstaunenswerteste ist, daß der Kessel aus getriebenem millimeterdünnem Bronzeblech besteht, eine Leistung, um die wir heute noch unsere Vorfahren beneiden müssen.

V. Nach der Zeitwende

In der Kölner Universität sprach auf Einladung des Vorgesichtlichen Instituts, sowie des Deutschen, Romanischen und Historischen Seminars Prof. Julio Martinez Santa-Olalla von der Universität Madrid über die westgotischen Funde in Spanien. Der Redner hat selbst eines der größten germanischen Gräberfelder in Spanien ausgegraben und ungewöhnlich schöne Stücke gefunden. Er legte u. a. unbekannte wunderbare, neue Funde vor von goldenen, silbernen und bronzenen Schmuckstücken. Es sind Gewandspangen, sogenannte Fibeln, Gürtelschnallen, Ringe, und Halsketten. Auch goldene Kreuze und Kronen kommen vor. Die Schmuckstücke zeigen eine hohe technische Vollendung. Sie haben farbige Einlagen von Halbedelsteinen oder Glasfluß. Durch die neueren Grabfunde ist es möglich, das germanische Kunstgewerbe in Spanien in drei Gruppen zu gliedern, von denen die erste die Zeit von 412-485 n. Chr. umfaßt, sie ist noch nicht typisch spanisch, die Funde sind noch gleich denen der Donauländer und Italien. Die zweite Periode, von 485-590, ist die Blüte der spanisch-westgotischen Zeit. Das Kunstgewerbe hat jetzt einen stark selbständigen und eigenen Charakter angenommen. Die dritte Periode ist die Zeit von 590 bis 711. In dieser Zeit erlischt das Germanische langsam, es dringen die alten klassischen und byzantinischen Elemente wieder vor.

*

Auf einem Feld bei Estagel in Perpignan stieß ein Bauer beim Umgraben seines Ackers auf einen Sarkophag. Weitere Ausgrabungen brachten noch zehn Sarkophage zutage. Sie enthielten Skelette und Metallgürtel. Archäologische Sachverständige vermuten, daß die Funde von den Westgoten, also aus dem 5. Jahrhundert stammen.

*

In der Gegend von Szentes, wo Ausgrabungen zur Auffindung des dort vermuteten Grabes Attilas vorgenommen werden, sind Begräbnisstätten aus den verschiedensten geschichtlichen Zeitabschnitten gefunden worden. Die Zahl der aufgefundenen Gräber beträgt mehrere Hunderte; die zahlreichen, in den Gräbern gefundenen Gegenstände liefern äußerst wertvolle kulturgeschichtliche Dokumente aus der Hunnen-, der Gepiden- und der Römerzeit. Außer zahlreichen Geldstücken aus der Zeit des Kaisers Marcus Aurelius wurden große Mengen von Perlen, eine prachtvoll bearbeitete Fibel und ein vollständiges Besteck für Singserpfege gefunden, das in vielen

Dingen den modernen Bestecken ähnelt. Unweit des Theißufers wurden Reitergräber gefunden, die neben den guterhaltenen Skeletten von Reitern und Pferden Pferdegeschirre und Sattelverzierungen aus Metall enthielten. In einem der Gräber wurde ein Reiter gefunden, dessen Pferd ebenso wie alle seine Waffen sich auf der linken Seite des Kämpfers befanden. Unweit dieser Reitergräber wurden die Skelette eines Mannes und einer Frau gefunden, die sich fest umarmt hielten. Auf Grund der im Grab gefundenen Gegenstände wird das Alter dieses Grabes auf 1500 Jahre geschätzt.

*

In Trier stieß man bei Ausschachtungsarbeiten in der Gegend des Hauptbahnhofes in ziemlicher Tiefe auf Mauerreste, die sich auf Grund eingehender fachlicher Untersuchungen als ein Stück der alten römischen Stadtmauer Triers erwiesen. Der jetzige Fundort ist vor allem bedeutsam für die Festlegung des Juges der gewaltigen Mauer, als deren bedeutsamster Rest das große nördliche Tor, die Porta Nigra, erhalten und bekannt ist. Wahrscheinlich stammt die gesamte Stadtmauer aus der Zeit des römischen Kaisers Probus (276-282). Bekanntlich war Trier damals eine der größten Weltstädte; während Köln nur einen Flächeninhalt von 96,8 Hektar hatte, wies Trier einen solchen von 285 Hektar auf. Die Länge der Trierer Stadtmauer betrug rund 6,4 Kilometer.

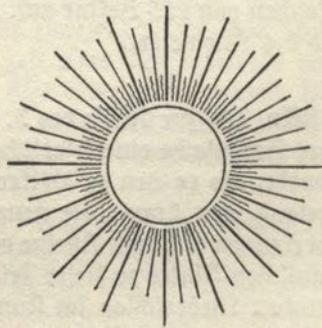
*

Die Rüsselbecher von Köln. Bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts sah das römische Rheinland in der Hauptsache eine friedliche Entwicklung, die erst um 260 unterbrochen wurde, als es den zu Völkerbünden zusammengesetzten Germanen gelang, den Limes, die neue Grenzwehr zwischen Rhein und Donau, zu überrennen und zum Rheine vorzudringen. Das verstärkte Einströmen germanischen Blutes zu dieser Zeit in das linksrheinische Gebiet fand seinen deutlichen Niederschlag im Kunstgewerbe und Kunsthandwerk. So treten seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts bei den Gläsern der Kölner Hütten Formen auf, die von den bekannten rein-römischen erheblich abweichen und die man als Vorläufer der völkerwanderungszeitlichen ansprechen kann. Hierzu zählen auch die Rüsselbecher. Sie sind nicht erst von den Franken der nachrömischen Zeit erdacht und erfunden worden. Vielmehr ist die ursprüngliche Form in den römischen Glashütten Kölns unter germanischem Einfluß schon um 300 n. Chr. entstanden. Aus dem 5. bis 6. Jahrhundert sind uns die meisten der Rüsselbecher erhalten; unseren Vorfahren muß es eine besondere Freude bereitet haben, ihre Launen und Tücken zu meistern.

Das vorliegende Beispiel zeigt uns mit aller Deutlichkeit, von wie hoher Bedeutung und Wichtigkeit auch in unsern Tagen die Erforschung der so ge-

nannten provinzial-römischen Kulturhinterlassenschaft auf dem linken Rheinufer ist. Das war keine landfremde Kultur. Landfremd waren nur die Garnisonen, die höheren Militär- und Verwaltungsbeamten. Die Masse des Volkes aber bildete die einheimische Bevölkerung, deren Hauptbestandteil auf dem ganzen linken Rheinufer - wie wir wissen - Germanen gewesen sind. In der Kölner Gegend war es der germanische Stamm der Ubier. Zweifellos haben diese manches aus der römischen Kultur übernommen. Aber es ist keineswegs so, als wenn sie ihr germanisches Wesen restlos preisgegeben hätten. Eine der wichtigsten und zugleich dankbarsten Aufgaben der römischen Forschung auf deutschem Boden muß deshalb darin bestehen, aus der Vermischung orientalischer, südländischer und einheimischer Elemente, wie sie in den Jahrhunderten nach der Zeitrechnungswende hierzuland stattfand, das typisch Germanische herauszufinden und darzustellen.

Nach Dr. F. Fremersdorf (Köln).



Die Neuzeit verehrt als höchste Erdengüter Menschlichkeit, Frommsein und Nächstenliebe! Jenes (Islands) Altgermanentum an der Schwelle des Mittelalters forderte Sippengefühl, Frieden und Ehre.

K. Th. Strasser



Bücherwelt

Ernst Beyer, „Atta-Lantis“. Ein Weltendrama. Adolf Klein Verlag, Leipzig. RM. 3,-.

Das Drama hat einzelne große dichterische Schönheiten; trotzdem vermag ich mich mit ihm nicht zu befreunden. Der Schluß ist geradezu bedenklich und wirkt wie eine Umdeutung unserer nordischen Erkenntnisse für christliche Propaganda. Warum bringt der Verlag Adolf Klein neuerdings immer diese merkwürdig zweideutigen Sachen heraus? Dieses Drama ist das zweite dieser Art nach dem mehr humoristisch zu fassenden „Entwurf einer deutschnordischen Religion“ von Herrn Fischer-Dodeleben.

Jorge de Lima, „Rassenbildung und Rassenpolitik in Brasilien“. Adolf Klein Verlag, Leipzig. RM. 0.80.

Ein nationaler Brasilianer, der die Bedeutung der Rassenfrage völlig erfaßt hat, gibt hier einen Aufriß der Rassengrundlage und Rassenbildung in Brasilien. Das Heft enthält eine Anzahl sehr interessanter Tatsachen, so die Feststellung, daß die weiße Bevölkerung und vor allem die weißen Einwanderer in Brasilien sich stärker und rascher vermehren, als die dortigen Neger und Mulatten. Der Verfasser beklagt die in den letzten Jahrhunderten eingetretene Rassenmischung in Brasilien, sieht aber infolge der gestiegenen weißen Einwanderung und des Abnehmens des farbigen Bevölkerungsanteils eine erhebliche Tendenz zur Arisierung. Auch wo man nicht alle zukunftsreichen Hoffnungen des Verfassers teilt, wird man seinen Wunsch, aus seinem Heimatlande einmal einen mit bestem arischen Rassegut ausgerüsteten führenden

Staat entstehen zu sehen, von Herzen teilen.

Dr. Wilhelm Hüßler und Hermann Riegelmeyer, „Geschichte des Deutschen Volkes“. 1. Teil. Verlag Emil Roth, Gießen. RM. 1.30.

1. Teil: „Von der Urzeit bis zum Ende des Mittelalters“. 126 Seiten Text mit 12 Bildtafeln und zahlreichen Federzeichnungen in starkem Karton.

Das Buch macht den ernsthaften Versuch, deutsche Geschichte unter Berücksichtigung unserer neuen Erkenntnisse der Vorgeschichte zu geben. Das Märchen von der Primitivität der indogermanischen und germanischen Kultur ist hier wirklich beiseite geschoben. Bei der Darstellung des germanischen Glaubens allerdings herrscht noch ganz die Abzeugung von einer ziemlich primitiven Vielgötterei. Gerade der entscheidende Durchbruch durch die Barbarenlegende ist hier noch nicht gelungen. Dagegen sind viele andere Teile wertvoll und lebendig. Warum die Hunnen immer noch als die schlitziägigen Scheußäler durch unsere Geschichte geistern - sie waren im wesentlichen Türken und keine Mongolen - ist schwer einzusehen. Etwas zweideutig ist die Behandlung der karolingischen Periode; immerhin wird Wittekind erfreulich als Vorbild dargestellt. Das Kloster mit seiner Romanisierung unseres Bildungswesens wird allzusehr idealisiert. So bleibt mancherlei zu wünschen und zu bemängeln. Gut ist, daß die Kreuzzüge glatt abgelehnt werden, wie überhaupt der ehrliche Wille zur germanischen Schau der Geschichte im ganzen Buch spürbar ist, auch

wo einzelne Irrtümer vorliegen. Sachlich falsch ist die Behauptung, die alten Preußen seien ein slawischer Stamm gewesen - sie waren ein baltischer Stamm; bedauerlich ist auch, daß die Behauptung wieder aufsteht, der Deutsche Ritterorden sei durch Lockerung seiner Zucht verfallen; in der Tat hat der Orden die alte mönchische Strenge bis zur Tannenberger Schlacht aufrechterhalten. Seine Niederlage beruhte auf seiner militärischen Rückständigkeit. Auch sonst wäre einzelnes zu beanstanden, im ganzen aber ist das Buch lebendig und erfreulich klar.

Albert Fricke, „Was muß der Nationalsozialist von der Vererbung wissen?“ Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. RM. 1.60.

Das vielfach empfohlene Werk ist wirklich sehr brauchbar und lebendig. Das Stabsamt des Reichsbauernführers schreibt von dem Werk: „... halten wir für eine gute und empfehlenswerte knappe Zusammenfassung dieses umfangreichen Stoffes, die für Unterrichtszwecke wohl geeignet ist.“ In der Tat ist das Heft eine außerordentlich klare, lebendige und einleuchtende Darstellung der Vererbungslehre, so schön und so klar, wie wir es sonst nicht in dieser Weise besitzen. Es kann eindringlich empfohlen werden.

„Zeitschrift für Rassenkunde und ihre Nachbargebiete.“ Herausgegeben von Egon Freiherrn von Eickstedt. Jährlich erscheinen zwei Bände zu je drei Heften, insgesamt 42 Bogen. Der Preis eines Bandes beträgt RM. 22.-. Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart-W.

Das Heft bringt eine große Anzahl interessanter Artikel, darunter eine Untersuchung von Mühlmann über „Die Frage der arischen Herkunft der Polynesier“, die sehr bedeutsam ist. Ausgezeichnet ist auch die Untersuchung von Freiherr von Eickstedt über „Die Meditteranen in Wales“,

die zum erstenmal versucht, das Problem der Rassenmischung bei diesem keltischen Volk darzustellen. Auch sonst ist das Heft außerordentlich reich an wertvollen Darstellungen, wie überhaupt die große Anzahl von Mitarbeitern es erheblich herausheben aus der üblichen Literatur dieses Gebietes. Allerdings besteht natürlich die Gefahr, daß bei der großen Anzahl der Gesichtspunkte die Einheitlichkeit der geistigen Haltung leiden kann - und dann, warum ist die schöne Zeitschrift denn so furchtbar teuer?

„Rasse.“ Monatschrift der Nordischen Bewegung. 2. Jahrgang, Heft 2. Herausgegeben von R. von Hoff in Verbindung mit L. F. Claus und H. F. K. Günther. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Viertelsjährlich RM. 3.-, Einzelheft RM. 1.20.

Das vorliegende Heft bringt eine sehr gute Darstellung des hochverdienten Grafen Vacher de Lapouge, des viel zu wenig gewürdigten Bahnbrechers für den Nordischen Gedanken. Dann veröffentlicht die Zeitschrift aus dem neuen Werke von Professor Hans F. K. Günther, „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen“, einen bedeutsamen Abschnitt über die jungsteinzeitlichen Wurzeln des Germanentums. Auch die sonstigen Beiträge sind wertvoll und brauchbar. Das Heft kann empfohlen werden.

„Lesebuch zur Glaubensfrage.“ 1. Teil. Abwehr des Jahwe-Glaubens. Herausgegeben von Hans Kern und Hans Eggert Schröder. Widukind-Verlag Alexander Bock, Berlin-Lichterfelde. 2. Teil. Bekenntnis zur Göttlichkeit der Natur. Herausgegeben von Hans Kern und Hans Eggert Schröder. Verlag s. oben. Jeder Teil RM. 2.20.

Beide Hefte enthalten eine reiche Quellen- und Zitatensammlung zur Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit dem Christentum von der negativen und der positiven Seite her. Der außerordentliche

X und dem Unvoll der Sprache!

Reichtum der hier beigebrachten Auseinandersetzungen und Erklärungen führender Köpfe und Geister der deutschen Nation wird zum unentbehrlichen Handbuch der geistigen Auseinandersetzung um das Problem des arteinigen Glaubens gehören. Etwas Ähnliches war bisher nicht vorhanden. Die Hefte verdienen weiteste Verbreitung.

„Deutscher Glaube.“ Monatschrift der Deutschen Glaubensbewegung. Herausgeber: Wilhelm Hauer. 2. Heft. Karl Gutbrod Verlag, Stuttgart-O. Vierteljährlich RM. 2.-, Einzelheft RM. 0.75.

Das Heft bringt neben Skizzen aus dem Leben von Professor Hauer einen sehr guten Auszug aus dem Werk von Graf Reventlow: „Wo ist Gott?“ und danach zwei hochbedeutende historische Darstellungen, einmal sichtiges Atheismustreit, der klar zeigt, wie damals jener Bahnbrecher germanischer Gedanken, den Professor Bergmann ausdrücklich als Bahnbrecher des Nationalsozialismus bezeichnet hat, vom Klerus verfolgt worden ist und dann ferner eine sehr interessante Darstellung des Erziehungsgedankens in Italien nach katholischer und faschistischer Auffassung, heute deswegen doppelt wertvoll für uns zu kennen, weil diese beiden Auffassungen zusammen an der geistigen Entdeutung Österreichs arbeiten.

„Germanien.“ Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens. Januar 1935 und Heft 2 Februar 1935. Verlag von R. F. Koehler, Leipzig. Bezugspreis vierteljährlich RM. 3.-, Einzelheft RM. 1.20.

Das Januarheft ist im wesentlichen der Darstellung aller jener neuen und überraschenden Funde in den Externsteinen gewidmet, bei denen nun die treue Arbeit von Wilhelm Teudt endgültig und überall ihren Beweis findet. Sehr interessant verspricht ein neues Thema zu werden, näm-

lich „Die Untersuchung des heiligen Haines“ von Keßlingen im Rheinland, der verdient, eingehender behandelt zu werden.

Das Februarheft bringt gleichfalls einen Auszug aus dem Buch von Professor Hans F. K. Günther „Die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum“, der schon früher von der „Nordischen Welt“ gebracht worden war. Wertvoll ist auch eine gute Darstellung des Einbruches der germanischen Kunst in Italien. Auch sonst ist die Zeitschrift wie immer reichhaltig und wertvoll.

„Der Norden.“ Monatschrift der Nordischen Gesellschaft. Vierteljährlich RM. 2.10, Einzelnummer RM. 0.75. Verlag Wilhelm Limpert, Dresden-Berlin. Nr. 1 und 2 von Januar und Februar 1935.

Die geschmackvollen Hefte haben es sich zur Aufgabe gestellt, die kulturellen Verbindungen im Ostseeraum darzustellen und die Bande zwischen Deutschland und den skandinavischen Ländern enger zu knüpfen; sie sind das Organ der Nordischen Gesellschaft. In sehr eindringlicher Weise gibt das erste Heft einen Überblick über nordisches Land, frühskandinavische Kultur und mittelalterliche historische Beziehungen zwischen Norddeutschland und Schweden. Das Februarheft ist dann überwiegend der Kunst gewidmet und bringt vor allem eine ausgezeichnete Darstellung zum Kalevala und einen herrlich bebilderten Artikel über die Altarbilder des Bordesholmer Altars. Die schöne Zeitschrift verdient reichliches Interesse und Förderung.

Dr. v. Leers.

Corazza, Japan. Wunder des Schwertes. Verlag Klinckschardt & Biermann, Berlin. Preis RM. 4.80.

Dieses vorzügliche Buch gibt in zehn Abschnitten eine Geschichte Japans von seiner Urzeit bis in unsere Tage. Dem Leser, der mit steigender Spannung der Schilderung folgt, erscheint sie ein ununterbrochener Auf-

stieg erst zur Großmacht, dann zur Weltmacht. Es ist eine heldische Geschichte, die zwar auch ihre Tiefen und Stockungen hat; z. B. im 10. Jahrhundert, wo die gesamte Geisteskultur in die Hände der Frauen überging, oder in der Zeit von 1637 ab, wo Japan sich zum vollendeten Polizeistaat ausgestaltete, fast 250 Jahre sich selbst einkapselte und in tatenlosem Frieden dahinlebte. Aber immer hat sich das Land zu seinen großen Zielen wieder zurückgefunden. Und es war ein glückliches Land: nie hat ein fremdes Heer seinen Boden betreten, selbst den Mongolenanstrom, dem ganz Asien und Ost-Europa im 13. Jahrhundert erlag, schlug es ab. Keine Glaubenskämpfe, die z. B. dem deutschen Volke Jahrhunderte hindurch nur Ohnmacht und Leid eingebracht haben, zerklüfteten seine Seele und verschwendeten sein Blut. „Heroenkult und Ahnenverehrung haben - so sagt der Verfasser - aus dem japanischen Volke eine schon in der Urzeit innerlich und äußerlich unzertrennliche Volksgemeinschaft geschaffen.“ Mancher Leser wird überrascht sein, wie früh Japan schon nach Korea und China hinübergriff. Schon am Ende des 16. Jahrhunderts sagt einer seiner großen Führer, Jeyasu: „Mein letztes Ziel aber ist es, nicht nur ganz Japan zu beherrschen, nein, ich will darüber hinaus mich an die Eroberung Chinas wagen.“

Sehr eigenartig ist die Geschichte des Christentums in Japan, das spanische Jesuiten von den Philippinen aus dahin brachten. Ein übelbeleumdeter Japaner, namens Anjiro, war der erste Täufeling. Mit Feuerwaffen erhandelten sich die Missionare den Zugang zu den Gebieten der Einzelfürsten. Auch hier brachte die artfremde Kirche Verwirrung, Hader, Bruderkrieg und die Gefahr ausländischer Einmischung (Spaniens) ins Land. Seit 1854 erzwangen Amerika und die europäischen Mächte schließlich die Öffnung des verschlossenen Landes. Aber

Japan erliegt ihnen nicht. Alle Kräfte des Landes werden erneut in der Hand des Kaisers vereinigt, und so gelingt es, das Land vor der sicheren Verflawung an die weißen Raubmächte zu retten, die in der Pose der Heilbringer auftreten. Der amerikanische Vertreter z. B. spricht 1857 von den „neuen Grundsätzen der Menschenliebe, auf die sich das Verhältnis der USA. zu Japan gründen werde“. Doch die Japaner ließen sich nicht - wie die Deutschen von Wilson - lange von solcher Heuchelei betören. Mit aller Macht lernten sie und machten sich die europäische Technik und Zivilisation zu eigen. Sie hielten aber auch unter diesem neuen Gewand die uralte heldische Tradition aufrecht als wichtigstes Aufbaumaterial einer großen Zukunft.

Wir Deutsche haben trotz aller Hilfeleistung, die wir selbstlos den Japanern seit einem Jahrhundert gaben, im allgemeinen wenig verstanden, was da für eine Macht im Osten langsam emporwuchs. Das Buch Corazzas sollte jetzt recht viele Leser finden. Es zieht mit Glück häufige Parallelen zu unserer Geschichte: Sind wir einst die Lehrmeister Japans gewesen, so kann es uns jetzt umgekehrt das lehrreiche Beispiel eines Volkes geben, das in kraftvoller Geschlossenheit sich um einen Führer schart und unbeirrt seinen Weg geht. - Gern hätte man etwas mehr von dem rassischen Gefüge Japans gehört. Die „Nordische Welt“ brachte z. B. in Nr. 5/6 Jahrgang 1933 einen wertvollen Aufsatz von J. von Leers über die Symbolik in den Wappen des japanischen Adels, die überraschende Abereinstimmung mit denen der nordischen Völker zeigen. Ein anderer Aufsatz (Heft 9, 1934) wies auf die Dolmen in Korea hin. Auch Günther („Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens“) deutet die Möglichkeit einer nordischen Blutzufuhr in diesen äußersten Winkel Ostasiens an. Dr. F. Ost.

E. M. Arndt, Volk und Staat. Seine Schriften in Auswahl herausgegeben von Dr. Paul Requadt. Kröners Taschenausgabe Bd. 117. Leinen RM. 3.25.

Wer nach deutschem Wesen in seiner Stille, Schlichtheit und kernhaften Frische verlangt, wird diese neue Ausgabe des „getreuen Eckarts“ unseres Volkes als eine willkommene Gabe empfinden. Wie sich Arndt aus der Volklosigkeit des Intellektuellen zurückfindet zu seiner Scholle und dem Volk, das sie bebaut, wie er mit ihm verschmilzt, zum mächtigen Wortführer der deutschen Sache wird gegen die Eindringlinge, wie er deutsches Schicksal teilt in den Jahren der Unfreiheit, das Gewissen seines Landes bleibt: das bleibt jedem Deutschen ewig beispielhaft. Diese Ausgabe hebt aus Arndts Werk den Kern heraus, der uns Heutige unmittelbar angeht. Sie handelt von Volkscharakter und Rasse, von nordischem und deutschem Wesen, von der Wurzellosigkeit des Intellektuellen und der Einfügung in den Volksverband, von Fremdländerei und Muttersprache, von Führer und Masse.

Schleswig-Holsteins Vorzeit-Erbe. Herausgegeben von der Fachschaft Vorgeschichte des Kampfbundes für Deutsche Kultur, Kiel (jetzt NS.-Kulturgemeinde). 100 Bildtafeln auf Kunstdruckpapier mit Begleittext. Preis RM. 2.50.

Dieses Werk läßt das Vorzeit-Erbe Schleswig-Holsteins in seiner ganzen Größe und Eindringlichkeit lebendig und anschaulich werden. Ein klarer, wissenschaftlicher und doch allgemein verständlicher Text verbindet sich mit 100 Bildtafeln zu einem Buch, das wie kein anderes geeignet ist, vor allem den jungen Menschen mit dem Erbe seiner Vorväter bekanntzumachen und so in ihm das Verbundenheitsgefühl mit Heimat und Volk zu wecken und zu vertiefen.

Das wertvolle Bildwerk besteht aus 100

einzelnen Tafeln, die das Buch für Lehrzwecke und Lichtbildervorträge besonders handlich machen.

Kurt Pastenaci, „4000 Jahre Ostdeutschland“. Die Vor- und Frühgeschichte unserer Heimat mit besonderer Berücksichtigung der Zeit zwischen 1800 v. Chr. und 1200 n. Chr. Verlag „Heilige Ostmark“, Boosßen über Frankfurt (Oder).

Pastenaci, der Verfasser des vor 2 Jahren erschienenen wertvollen Buches „Das viertausendjährige Reich der Deutschen“, gibt in diesem schmalen Heft auf Grund der neusten gesicherten Forschungsergebnisse eine gedrängte Übersicht der Geschichte des Germanentums im Osten. Klare Karten und treffliche Bilder von der Kulturhinterlassenschaft unserer Vorfahren, die uns der deutsche Boden jetzt wieder so reichlich spendet, erhöhen die Wirkung der geschickten flüssigen Darstellung. Die Behauptung einiger polnischer Forscher, das Land zwischen Elbe und Weichsel sei die Urheimat der Slawen gewesen, die Träger der sogenannten Lausitzer Kultur seien ihre Vorfahren, von der zwar wohl die meisten ersten ernstesten slawischen Gelehrten abgerückt sind, wird noch einmal gründlich zurückgewiesen. Ostdeutschland blieb germanisch. Zwar ist die Bevölkerung schwach gewesen: weite Strecken menschenleeren Landes haben die Heruler, als sie im 5. Jahrhundert in ihre nordische Urheimat aus dem Süden zurückkehrten, gefunden, wie die zeitgenössischen Berichte angeben. Pastenaci meint, eine verheerende Seuche, vielleicht von den Hunnen aus Asien eingeschleppt, habe Ostdeutschland damals entvölkert. Der merkwürdige Friedhof von Groß-Sürding bei Breslau mit den verstümmelten, wir durch- und übereinander geschichteten Skeletten, scheint ihm ein Beweis dafür. Für das Fortbestehen germanischer Bevölkerung als einer Art von Oberschicht und vielleicht Großgrundherrschaft der langjam

einsickernden Slawen werden neue Nachweisungen gegeben.

Geiserich, König der Wandalen. Die Zerstörung einer Legende. Von E. J. Gautier. Herausgegeben und eingeleitet von Jörg Lechler. 372 Seiten Text mit mehreren Karten und 24 Bildseiten in Kupfertiefdruck. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1934. Ganzleinen RM. 8.50.

„Geiserich, Wandalen“, das sind Namen, mit denen sich bisher die Vorstellung von Graufamkeit und Zerstörungswut verband. Dieser König gilt völlig zu Unrecht als der Zerstörer Roms: Die Kunstwelt dieser Stadt haben die Römer im Laufe der Zeit eigenhändig und selbst zerschlagen. Mit der Legende des „Vandalismus“ ein für allemal aufgeräumt zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des französischen Gelehrten Gautier, der seine Kenntnis Afrikas und der riesigen historischen Literatur zu einer lebendigen Rekonstruktion der wandalischen Zeit benutzte. Es kann uns nur recht sein, wenn ein Franzose als Kronzeuge für die wahre Bedeutung dieses Germanenstammes auftritt. Die Geschichte der Wandalen vor ihrer großen Wanderung von Ungarn über Mainz, Gallien nach Spanien und Afrika faßt kurz der Herausgeber der deutschen Ausgabe, Jörg Lechler, zusammen, als Kenner der germanischen Frühgeschichte bekannt.

Geiserich überragte nach Gautiers Ansicht an Genie als Staatsmann und Feldherr bei weitem sowohl den Westgoten Marich als auch den Ostgoten Theoderich.

Der eigentliche, der geistige Kampf in Afrika fand zwischen dem hl. Augustinus und Geiserich statt, der eine ausgesprochen

antiklerikale Innenpolitik trieb. Auch dafür gibt Gautier völlig neue Gesichtspunkte. Der Hintergrund, ohne den der Aufstieg der Wandalen unverstänlich bleibt, ist der langsame natürliche Tod der alten römisch-griechischen Kulturwelt. Ihr schenkt der Lateiner Gautier die größte Aufmerksamkeit, er macht uns einen der spannendsten und entscheidendsten Abschnitte der abendländischen Geschichte erst wirklich anschaulich.

Die Geschichte der wandalischen Eroberung, die einen Krieg von annähernd 40 Jahren nach sich zog, ist ohne die überlegene Feldherrnkunst und Menschenbehandlung Geiserichs nicht denkbar. Diese Kriegsgeschichte gehört zu den besten Schilderungen des Buches; Delbrücks Forschungen werden dabei ergiebig herangezogen. Wir vermögen nun in die Grundlagen der antiken und frühchristlichen Sozialverfassung tiefer und genauer als bisher einzudringen. Die Größe des Imperiums, dessen Zusammenbruch bisher ein Problem für die Geschichtswissenschaft blieb, lag in der politischen Organisation des ganzen Mittelmeerreiches, seine Schwäche in seiner primitiven Wirtschaft und dem Mangel an technischem Erfindungsgeist. Geiserich wußte diese Schwächen zu nutzen und das Reich durch seine großen Improvisationen immer wieder zu überraschen.

Die eigentliche Leistung dieses Buches, das auch dem Fachmann eine Anzahl neuer Feststellungen und Beobachtungen bringt, liegt darin, eine so bedeutende Gestalt wie Geiserich für die Welt und in gewisser Hinsicht auch für Deutschland neu entdeckt zu haben. Man darf sagen, daß hier der Wissenschaft ein wirklich großer Wurf, der weiteste Kreise angeht, gelungen ist. O.

Kann sich das Volk nicht mehr wie ein Mann erheben, so muß sich ein Mann wie ein ganzes Volk aufrichten ...

Gorch Fock



Vorträge und Tagungen

Am 13. Februar hielt Herr Dr. von Leers einen Vortrag mit Lichtbildern über „**Ar-nordische Symbolik und Mythologie im ost-europäischen Raum**“. Er ging von dem Gedanken aus, daß wir über die Vorgeschichte der Slawen noch viel zu wenig wissen, und zwar aus verschiedenen Gründen. (Vgl. hierüber Heft 1 der „Nordischen Welt“, Hartung 1935.) Vor dem Kriege hat Leopold von Schröder ein Buch über die arische Religion geschrieben, auf Grund der Sprachkunde. Damals waren die russischen Grundlagen, wie sie uns Hans F. R. Günther gezeigt hat, noch wenig bekannt. Auch die Untersuchungen Herman Wirths über religiöse Symbolik waren noch nicht angestellt. Heute sind viele neue Entdeckungen und Funde zur Beantwortung des Themas vorhanden. Es lassen sich zahlreiche merkwürdige Abereinstimmungen der slawischen Vorgeschichte mit der germanischen nachweisen. Schon Herman Wirth hat bei den Lappen und Finnen vorchristliche Anschauungen und Sinnbilder ähnlich denen der Germanen nachgewiesen: den Weltenbaum, das Sonnenrad, die Trojaburg und andere ursprünglich nordische Symbole. Doch handelt es sich hier um Entlehnung von den Germanen. Hans Günther hat in seiner Rassenkunde Europas die Esten und Letten mit herangezogen. Diese Völker haben einen Gott ähnlich dem germanischen Thor gehabt, das Pferdeorakel u. a. - Auf der Insel Dagö sind noch heute alte Bauernkalender in Gebrauch, deren Schriftzeichen z. T. an die Runen erinnern. Hier ist noch ein großes Gebiet für weitere und genauere Untersuchungen. Die slawischen Völker selbst ha-

ben ein Johannisfest, ein Totenfest mit Lichtern und Mahlzeiten auf den Friedhöfen. Diese alten Nachrichten weisen auf vorchristliche Sitten hin. Nach H. Wirth war die Schlange oder der Drache ein wichtiges Sinnbild der nordischen Völker, doch nicht wie im Alten Testament ein Versucher zur Sünde. Der Drache hält die Jungfrau gefangen, bewacht sie, d. h. das Sonnenlicht ist im Winter gefesselt, aber es ist auch behütet, ebenso wie das Winterkorn bis zum neuen Frühling. Bei den Polen lebt solche Vorstellung noch. - Es ist überhaupt erstaunlich, wieviel Zusammenhänge und Zusammenklänge mit germanischen Anschauungen bestehen. - Die Pruzzen, ein baltisches Volk, haben heilige Eichen verehrt, sie hatten ein heiliges Feuer, das von Priestern bewahrt wurde (vgl. das Feuer der Vesta), sie hatten auch das Fest der Winterjonnennende, ein Johannisfest, ein Totenfest; Opfertiere waren Schweine und Böcke (vgl. das römische dreifache Opfer von Schwein, Schaf und Stier [suovetaurilia], der drei wichtigsten Haustiere des sesshaften Bauern). Die Gottheit der Slawen war vermutlich dreifach. Ihr Sonnengott war Perun, bei den Litauern Perkuno, ihm gegenüber steht der bleiche Gott des Todes; der dritte Gott trägt als Sinnbild die Schlange. Bei den Letten lebt noch die Erinnerung an den Sonnengott Ušing. Sein Sohn führt wie Phaëton den Sonnenwagen. Am Abend baden die „nimmermüden Rosse“ im Meere. Bei Tage fährt die Sonnenscheibe auf einem Wagen, des Nachts in einem Boote; hiermit sind die alten Felszeichnungen in Schweden zu vergleichen. - Am Ušingtage werden in Lett-

land noch heute von den Kindern Räder oder Scheiben auf Stangen getragen; Feuer werden angezündet, um der siegenden Sonne zu helfen, alte Lieder werden gesungen, die Pferde werden zum erstenmal wieder auf die Weide getrieben. - Auch der Höhepunkt des Jahres im Juni wird gefeiert. An diesem Tage „schauelt, tanzt“ die Sonne auf ihrem höchsten Punkt. Später übertrug man dies auf die Sonne am christlichen Ostermorgen.

Die Feste der Slawen waren Sommer- und Frühlingsfeste, während bei den Germanen eigentlich die Wintersonnenwende das bedeutendste Jahresfest ist.

Nach H. Günther ist die slawische Grundlage der slawischen Völker überwiegend nordisch (die Urheimat der Slawen ist nach den Ergebnissen der Forschung in den Gebieten der Pripeßsümpfe und des oberen Dnjepr zu suchen). Die bisherigen Funde von Schädeln bestätigen Günthers Annahme durchaus. Alte Beschreibungen der Slawen (Herodot und Prokop) zeigen dasselbe. Ob hier die ursprüngliche indogermanische Verwandtschaft, ob die Reste der in jenen Gebieten zurückgebliebenen Germanen, ob spätere Einwanderungen der Wikingen mitwirken, muß noch weiter untersucht werden. Bei den Tschechen möglicherweise findet sich auch türkischer Einschlag, wohl aus awarischer Zeit. - Ebenso hat die mythologische Grundlage viele Parallelen zu der germanischen und keltischen Religion. Die Slawen haben einen obersten Himmelsgott verehrt. Sein Name ist vergessen, doch soll er an den römischen deus, an den germanischen Tiu angeklungen haben. Häufig tritt der Gottesname Swarosch auf, er bedeutet das Himmelslicht. Sein Sohn ist der Sonnengott, hier tritt tatsächlich der Ausdruck „Sohn Gottes“ auf, den Wirth in der germanischen Urreligion gefunden haben will. Merkwürdig sind alte Bilder aus dem östlichen Rußland. Neben noch ungedeuteten

Zeichen erscheint die Gestalt mit dem erhobenen rechten Arm und dem gesenkten linken, gleich dem „Männchen von Vchsen“. Dieselbe Gestalt findet sich auf alten Bogumilengrabsteinen in Bosnien, bei jener dualistischen Sekte des 11. und 12. Jahrhunderts.

Weitere Parallelen zur germanischen Mythologie sind an den verschiedensten Stellen gefunden worden: das Julrad, der Gegensatz zwischen Midgard und Utgard, der vierköpfige Gott Swantewit, der an den römischen Janus erinnert. Es ist der Kalendergott, der Jahressgott. Die Westslawen verehrten den Radegast, besonders im heutigen Mecklenburg. Er war der Frühlingsgott. In Pommern (Stettin und Wolin) war der dreiköpfige Triglaf der Hauptgott. Das ukrainische Landeswappen zeigt noch deutlich die dreigeteilte Mannrune. - Auch hier ist der Forschung noch ein weites Feld offen. - Die Frage, wie das Böse in die Welt gekommen ist, steht im Mittelpunkt der slawischen Mythologie. Ob die Slawen aber eine dualistische Religion gehabt haben, ist noch nicht genügend geklärt. Wir werden vermutlich noch manche überraschende Ergebnisse erleben. Zu diesem Zwecke müßte die slawische Ornamentik gründlich untersucht werden, besonders die der slawischen Trachten.

Manches Germanische ist gerade durch Vergleichung mit slawischen Vorstellungen erst klar geworden. Vielleicht kann solche Vergleichung die beiden großen europäischen Nachbarvölker einmal innerlich näherbringen. Wie Herman Wirth sagt, wollten ja alle arischen Völker „Kinder des Lichts“ sein. Das Arteigene im Fremden wieder erkennen, alte geistige und slawische Verwandtschaft wiederzufinden suchen, das kann zu seinem Teil mit dazu beitragen, daß Germanen und Slawen zu einem gegenseitigen Verständnis kommen. E. N.

Den letzten Wintervortrag der Gesellschaft für germanische Ur- und Frühgeschichte hielt Dr. S. Kadner über „**Lebendige und erstarrte Denkformen der Gegenwart**“ am 28. 2. 1935. Der Vortragende zog gewissermaßen einen Schlusstrich unter die bisherige Arbeit der Gesellschaft, er rechnete ab mit den in erstarrten Bahnen laufenden Denkweisen der Vergangenheit und der Ewig-Gestrigen der Gegenwart und wies die Richtung auf den den ganzen deutschen Menschen erfassenden und beanspruchenden großen seelischen Wandel unserer Zeit. Zu Beginn zeigte Kadner, wie die große Bewegung unserer Tage auch unsere Sprache und ihren Wortschatz erfasst und erweitert hat. Er führte als Beispiel das Wort „Aufbruch“ an; es hat heute neben der alten Bedeutung des „Abmarsches“ den der Durchbrechung einer harten Kruste, unter der nun eine lebendige Schicht heißglühend herausbricht, manchmal zerstörend, aber wesentlich befruchtend und schöpferisch. Dieser Aufbruch hat alle Kerngebiete unserer Kultur erfasst, dabei ist es natürlich nicht ohne Gegensätzlichkeiten abgegangen. Möge aber von nun ab und weiterhin der Kampf ohne Behässigkeit geführt werden. Bei diesen ganzen Gedankenwegen gibt es ein entscheidendes Merkmal, das ist die Stellung zur Rasse; dort leugnet man den Rassenunterschied, hier setzt man Rasse als eine grundlegende gottgewollte Bindung und naturgegebene Verschiedenheit. Das führte den Redner zu der Unterscheidung von **w u r z e l e c h t e n V ö l k e r n** und **ü b e r s c h i c h t e t e n V ö l k e r n**. Überall in die Welt hinaus hat einst die nordische Rasse als Kulturschöpferin und Anregerin ihre Jungmannschaft gehen lassen. Sie hatte bald auch überall das tragische Schicksal, als dünne Herrschicht über den Unterworfenen sich mit allen Mitteln behaupten zu müssen oder unterzusinken. Aus dieser Lage gestaltete sie einen Staat, in dem die

nordischen Herren, um die religiösen Anschauungen des Intervolkes zu schonen, einen Priesterstand neben sich emporsteigen lassen. Getarnter Haß der Unterschicht führt zu Heuchelei; in diesem geheimen Ringen entfaltet sich die Kunst der Diplomatie. Die Herrschicht muß schließlich, um sich zu halten, in weiterer Entwicklung der Dinge einem König die gesamte absolute Macht geben; Hof und höfischer Prunk wachsen so empor. Die äußerlich glänzende staatliche Formung in den überschichteten Völkern übt einen ungeheueren Reiz auf das daheimgebliebene Muttervolk aus, verwirrt und blendet seine Köpfe. Eine unheilvolle Kulturwelle strömt so aus den überschichteten Westvölkern über Germanien. Wie verhängnisvoll sie war, zeigt die Sprache: **h ö f i s c h** wird zu **h ü b s c h**; **D ö r p e r**, **D o r f b e w o h n e r** zu **T ö l p e l** usw. Es begann die Verrömerung Deutschlands; „**r ö m i s c h**“ hieß sein Reich, **r ö m i s c h** war die Sprache der Literatur, des Rechtes, der Kirche. Dieser römische Bann beginnt sich - erst äußerlich wenigstens - zu lösen seit der Renaissance. Wirklich seelisch aber von ihm das Volk zu befreien, das ist Wert, Aufgabe und Ziel unserer Tage. Der Nationalsozialismus verlangt den ganzen Menschen; sein „Totalitätsanspruch“ bedeutet keine bloße Zusammenfassung und Verschachtelung der Einzelgebiete, sondern einen neuen Stil des geistigen Menschen. Die Spezialwissenschaften müssen sich in eine große Zusammenschau einordnen; der ungeheuer angehäufte Stoff muß in einer Auslese des Wesentlichen für die Gesamtheit ausgewertet werden.

Kadner zeigte dann den Wesensunterschied der westlichen Kultur und der germanischen an **N a b e l a i s** und an **P a r a z e l s u s**, den er als das geistige Wunschbild des deutschen Menschen erklärte. Eine gewaltige Synthese des Wissens unserer Zeit hat Herman Wirth unternommen.

Feindschaft von allen Seiten umstürmt ihn, wie alle Großen, die neue Wege gingen. Dennoch ist seine Methode die der Zukunft: das Ineinandergreifen von Anschauung und ethischem Denken. Dann wies er auf die Bedeutung und die Verdienste zweier anderer Männer hin, die selbst den Abend mit ihrer Gegenwart beehrten: Wilhelm Teudt und Herrmann Wille. Sie haben mit Herman Wirth zusammen dieselben Gegner und führen denselben Kampf, den der sogenannten Außenseiter gegen die Junft. Die großen Vorwärtsbewegungen in Kunst, Wissenschaft und Technik sind fast immer das Werk der „Außenseiter“ gewesen. Der Sachmann steht, wie Goethe sagt, den Dingen meist zu nahe; er sieht mikroskopisch und nicht im Gesamtraum; daher seine Fehlurteile über neue Entdeckungen. Lei-

der wird dieser Kampf durch Gehässigkeit vielfach vergiftet: Der Rembrandt-Deutsche hat schon recht, wenn er sagt: „Der Weg der deutschen Wissenschaft ist mit Gemeinheiten gepflastert.“ Das hat er selbst, das haben Schopenhauer, Nietzsche, Chamberlain und Langarde erfahren müssen. Seit der Aufklärung ist noch bis jetzt der Intellekt absoluter Herrscher in der Wissenschaft gewesen; Ahnen, Intuition, tastendes Erfassen waren verfehmt. Seit dem großen Aufbruch unserer Zeit sollen sie aber ebenbürtig an die Seite der „Ratio“ treten.

Reicher Beifall lohnte Kadners geistreichen Ausführungen, deren ganze Fülle hier nur angedeutet werden konnte; mit ununterbrochener Spannung hingen die Zuhörer an seinem Munde. Dr. F. Ost.

Mitteilungen

Die Tagung der Gesellschaft für germanische Ur- und Vorgeschichte über das religiöse Ringen unter dem Thema „Anerkennung für den Väterglauben“ mußte wegen der Hochschulferien auf den 5., 6. und 7. April verlegt werden. Es werden u. a. sprechen: Prof. Herman Wirth, Prof. Dr. Ernst Bergmann, Prof. Mandel, Kiel, Dr. Siegfried Kadner, Dr. Johann von Leers, Prof. Lütgert, Dr. Rünneht, Missionsdirektor Witte, Missionsdirektor Knaf. Es sprechen immer ein Vertreter des freien ger-

manischen Glaubens und ein Theologe zu einem Thema pro und contra.

Genaueres Programm kann durch unsere Gesellschaft angefordert werden. Berlin-Dahlem, Goflerstr. 17.

Die Tagung findet in Berlin im Bachsaal, Lützowstr. 76, statt.

*

Die zweite Reichstagung der „Nordischen Gesellschaft“ findet vom 23. bis 30. Juni 1935 in Lübeck statt. Programm geben wir später bekannt.



EUGENIE VON GÄRVENS / HÄNS SÆBENS

Segen im Moor

Ein deutsches Schicksalsbuch

136 Seiten, fast 70 Bilder

In edlem Ganzpappband RM 4.80

Ehern waltet über den Bauern des Moores das Gesetz der Natur und jener wunderhaften Landschaft, aus der sie hervorgewachsen sind wie Baum und Strauch, mit der sie ringen, Geschlecht um Geschlecht und mit der sie ihren Frieden machen, wenn ihr Dasein sich der Erfüllung zuneigt wie eine volle, reife Ahre, um neuem Leben Raum zu geben.

Das Moor bestimmt ihr Sein, und der Rhythmus seiner Gezeiten und der Herzschlag seiner Menschen sind eng miteinander verwoben.

Nur in engster Freundschaft und in jahrelangem Zusammensein mit einer alteingesessenen Familie des Teufelsmoores war es Eugenie von Garvens möglich, so ergreifende Bilder aus diesem nur scheinbar stillen und abseitigen Leben festzuhalten, sich einzufühlen in die Denkweise dieser prachtvollen Menschen und diese wahrhaftig und getreu wiederzugeben.

Hans Saebens aber hat Bilder für dieses Werk geschaffen, die zu den bedeutendsten Leistungen neuer Photographie zählen.

KLINKHÄRD T & BIERMÄNN / BERLIN W 62



A. HERRMANN

Professor an der Universität Berlin

Unsere Ahnen und Atlantis

Nordische Seeherrschaft von Skandinavien bis Nordafrika

164 Seiten, 90 Abbildungen auf besonderen Tafeln

In Ganzleinen RM 5.40

**Atlantis, eine Kolonie unserer Ahnen und nicht
ein Erdteil vorzeitlicher Menschen!**

Das klingt fremd und kühn und trotzdem: Professor Herrmann gelang es, dies zu beweisen. Der angesehenere Berliner Gelehrte stellt die grundlegenden Irrtümer der antiken Überlieferung und der zahlreichen späteren Deutungen fest und kommt zu völlig neuen Erkenntnissen, die die Geschichte unserer Ahnen vom Beginn des zweiten vorchristlichen Jahrtausends mit einem Male aufhellen. Wir hören so von einer kosmischen Katastrophe als Hintergrund der Sintflut Sage, von der ehemaligen Verbreitung der fädisch-nordischen Rasse und ihrer Vereinigung im Staate einer Volksmutter, von der Verdrängung des Mutterrechts durch das Vaterrecht, von uraltem Ackerbau und Bergbau, von Seeherrschaft und Kolonisation bis nach Nordafrika, von Gottesglaube, Kultus, Jahreskalender und von der Erfindung der Buchstabenschrift. Der Atlantisforscher berichtet dann von den Ergebnissen seiner Reisen nach Süd-Tunesien, seinen Entdeckungen und ersten Grabungen am Hügel Debala Schira im Schott el Djerid, die den Ausgang bilden werden zu einer planmäßigen Erforschung des im Sande versunkenen Kulturlandes. Aus alledem zeigt sich, in welchem entscheidenden Maße gerade die Entwicklung der ältesten Kulturen durch die nordische Welt beeinflusst worden ist.

KLINKHÄRD T & BIERMÄNN / BERLIN W 62